

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Zu spät! Originalzeichnung von E. Schulz (mit Text von Heigel). — Ueber den methodischen Handarbeitsunterricht in der Mädchenschule. Von Luise Böhner. II. (Fortsetzung). — Zwei Sonette. Von F. Wilibald Wulff. — Fanny Lewald und ihre schriftstellerische Thätigkeit. Von Kenny Birch. — Böglein, was singst du? Gedicht von Karl Stieler, comp. von J. Rheinberger. — Die Gefandtin August's des Starken. Von George Hiltl, illustirt von Professor Häberlin. — Wiener Weltausstellung. Von Ludwig Blau (mit Abbildungen). — Um das siebenzehnte und einundzwanzigste Jahr. Erzählung von Marie Sophie Schwarz. (Schluß). — Wirthschaftsplaudereien (mit Abbildungen). — Auflösungen des Nebus, der Schach-Aufgabe und der Buchstaben-Räthsel Seite 52. — Zwei Buchstaben-Räthsel. — Correspondenz.

Zu spät!

Meine verehrten Damen, meine Herren! Ich bin ganz Ihrer Ansicht. Bezüglich des intellectuellen Urhebers des ersten Ereignisses kann kein Zweifel walten; es bedarf weder eines Kreuzverhörs der Schuldigen, noch der Vernehmung classischer Zeugen. Der Mittlere von den Dreien war die Seele des Complots, er und kein Anderer hat „angefangen“! Darüber sind wir einig.

Um so mehr aber drängt es mich, zu Gunsten der beiden Andern einige Worte zu sagen, durchaus nicht überflüssige, wie ich in der Folge darlegen werde.

Ich behaupte, sie konnten den Umständen nach nur so und nicht anders handeln, behaupte es und werd' es beweisen.

Notabene, die Eltern trifft keine Schuld. Wir haben da die armen, aber ehrenwerthen Eltern des Knaben links, die nicht unbemittelten des kleinen Händlings und endlich die verwittwete Mutter der Dame rechts. Sie alle haben eine mehr oder minder klare Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des obligatorischen Schulbuchs und daher ihr Kind rechtzeitig geweckt, genährt, entlassen. Kein Wort wider sie!

Beleuchten wir zuerst das weibliche Element in dieser Angelegenheit. Böse Junggeheilen und unverbesserliche Ehemänner erlauben sich hinsichtlich der Damen höchst verwegene Anspielungen auf ihre Abstammung von und Ähnlichkeit mit Mutter Eva; es existirt sogar ein Ränigswort, daß die Ursache eines Uebels immer ein Unterrod sei. Unser Fall ist abermals eine glänzende Widerlegung solch böswilliger Verleumdungen. Betrachten wir dieses Mädchen! Eine einnehmende Persönlichkeit. Auerbach würde sie sofort zur Heldin einer Dorfnovelle



Zu spät!

Originalzeichnung von E. Schulz.

machen. Die Formen sind zwar noch etwas eckig, die Erscheinung ist noch von einer gewissen Magerkeit, auch die Toilette nicht de rigueur — aber das sind nur Schönheitsfehler der Unschuld. Sehen Sie vor Allem, ja, ich bitte, sehen Sie nur in dieses Auge! Die nach oben gewollten Augäpfel, denen die Stellung der Hände entspricht, sind die Erklärung der Gegenwart und der Schlüssel zur Zukunft des Mädchens. So hob sie den Blick, als die Veruchung in Gestalt des pausbackigen Hänschens an sie herantrat. Wie er von seiner heimlichen Wissenschaft eines Vogelnestes mit sieben lebendigen Jungen im Gemeindewaldchen sprach, konnte sie widerstehn?! Nicht in das listige Gesicht des Lockenden sah sie, sondern ihrer Gewohnheit gemäß — wie der Charakter so die Gewohnheiten! — nach oben, gen Himmel, der unglücklicher Weise heute Morgen sehr blau war. In ihrer Seele regte sich Etwas wie das leise Gezwickler unbefiederter Nestlinge, ihre Nasenflügel jagen einen ganzen Wald von Duft, ihre Lippen spitzten sich wie nach Brombeeren. Sie überlegte und frug Nichts, sie wollte auch eigentlich nichts Bestimmtes, sie folgte unbewußt.

Wie aber das Unbewußte ihr böser Dämon war, so ist es jetzt ihr Trost. Unmittelbar an der Schwelle der Strafe steht sie schon wieder versunken, mit jenem aufwärts gehobenen, ich möchte sagen andächtigen Blick. Das drohende Gewitter loht für sie in einer idealen Färbung. Sie hat die ruhige Haltung, das sanfte Erwarten, die Weltverlorenheit einer Märtyrerin — Verurtheilen Sie sie; ich würd' es, ich könnt' es nicht!

Nun zu Dir, armer Peter! Ex ungue leonem. Aus der Stellung des einen Fußes den ganzen Peter! Wer im Augenblick, da er Muth und Seelengröße zeigen soll, so den Fuß

verkümmert, wird nie Geschichte machen, wird niemals Hammer, immer Ambos sein. Ich sage das Stärkste, aber die volle Wahrheit, wenn ich Ihnen mittheile, daß Peter sogar zu Hause für einfältig gilt. Die Frucht der Einfalt ist Furcht. Peter fürchtet die Eltern, den Lehrer, die Kameraden. Er ist nicht gern allein, denn er hat Nichts nachzudenken, er will aber noch weniger gern in der Schulgesellschaft, denn Vocabeln sind das Einzige, was seine Phantasie zu erregen vermag: das Alphabet besteht für ihn aus fünfundzwanzig verschiedenen Ungeheuern. Was Zahlen anbelangt, so hat er sich aus seinem dumpfen Grausen noch zu keiner rechten Vorstellung von ihnen erheben können.

Wenn nun an diesen Peter ein Hans herantritt, jünger an Jahren, aber an Gewitztheit und Energie hundert Jahre älter, als er, und ihn auffordert, mit ihm auf einem Umwege nach der Schule zu gehen, wird er im Stande sein, kein zu sagen? Dazu fehlt ihm der Muth. Wird er den Versucher auf die Gefahr aufmerksam machen, daß sie sich verspäten könnten? Dazu hat er nicht den Verstand. Wie er die auf der Straße aufgesehnen Cigarrenstummel nicht aus dem Grunde der meisten Altersgenossen, weil ihm das Rauchen verboten ist, sondern nur weil er Andere rauchen sieht, raucht, so folgt Peter nach, weil Hänzchen vorangeht. Der Wald hat allerdings nicht solche Schrecken, wie die Schule, aber auch keinen Genuß für ihn. Er sieht und hört und riecht Nichts, er reißt sich nur einen Stecken von dem ersten, dem besten Baum. O diese Birkenzinker! wie ist sie zwiefach berecht, Belastungs- und Entlastungszeuge für Peter! Sie macht jeden Einwand, jede Ausrede, die Hänzchen in der zwölften Stunde ihm eintrifft, vor dem Lehrer fruchtlos; er hat sich seine Ruthe selbst geschnitten. Andererseits wird man mir zugeben, daß die Einfalt, den schlagenden Beweis eigenhändig aufs Forum mitzubringen, ans Erhabene streift. Ich plaudere für Peter auf Unzurechnungsfähigkeit.

Jedes Wort über Hänzchen wäre verloren. Bemerken Sie gefälligst diese unter der Schürze geballten Fäustchen, sehen Sie in dieses zuversichtlich lächelnde, schlauläugige Gesicht. Ich weiß nicht, wie Sie über die Gerechtigkeit auf Erden im Allgemeinen denken, und will mich selbst darüber nicht auslassen; soviel steht fest, daß die Jungfer nachbleiben, Peter Schläge bekommen, Hänzchen, der böse Engel von beiden aber lerz ausgehen wird. Tu missus abibis. Ich habe gesprochen.

Ueber den methodischen Handarbeitsunterricht in der Mädchenschule.

Von Luise Büchner.

(Fortsetzung.)

II.

Es versteht sich von selbst, daß wir hier, wo es schon der Raum nicht anders erlaubt, nur einen kurzen Ueberblick der Schallenfeld'schen Methode zu geben vermögen, in der Hoffnung, daß Alle, die sich dafür interessieren, darnach zu den Büchern selbst greifen werden. Eine neue oder bessere Methode zu suchen, oder erfinden zu wollen, hieße Eulen nach Athen tragen. Nachdem einmal das Aufsetzen eines Eies durch Columbus, wie uns alte Historien melden, praktisch erwiesen war, denkt Niemand mehr daran, es auf andere Art zu versuchen. Kleiner Verbesserungen, namentlich zur Ersparniß des Materials, ist natürlich die Methode fähig und so weit man solche hier am Ort gefunden hat, werden wir sie erwähnen. Ebenso wenig wollen wir behaupten, daß durch die Schallenfeld'schen Bücher der ganze Kreis weiblicher Handarbeiten und die Erziehung dafür erschöpft sei; aber sie ist die ganz untadelhafte Grundlage jeder höheren Geschicklichkeit auf diesem Gebiet, der Katechismus und das ABC-Buch, wodurch Hand, Auge und Sinn des Mädchens für alles Weitere gebildet und erschlossen und in jedem Falle befähigt wird, den wichtigsten häuslichen Pflichten nachzukommen. Für Alles, was in das Kunstfach einschlägt, wie Spitzenarbeiten, Stickereien in Wolle und Seide, Goldstickerei u. dgl. muß man sich nach anderen Lehrmeistern umsehen; ebenso für Kleidermachen, Confection u. s. w. aber Jeder wird uns bestimmen, wenn wir sagen, daß naturgemäß der höheren Leistung die kleinere voraus gehen muß, daß jede höhere Geschicklichkeit uns berechtigt, die Kenntniß der geringeren vorauszusetzen; und den Grund und Eckstein dazu gibt, nach unserm bescheidenen Dafürhalten, nichts Anderes so gut, als eben diese Methode, welche das, was sie allein im Auge hat, auch ganz und praktisch ausführbar erfüllt.

Die Basis derselben bildet das Stricken, und damit hierin gleichmäßig verfahren werden kann, schafft die Lehrerin das Arbeitsmaterial an und gibt jedem Kind die gleichen Nadeln, sowie die gleiche Baumwolle, gerade so, wie auch jedes Kind aus derselben Fibel sein ABC lernt. Als Lehrmaterial wird immer weiße Baumwolle genommen, weil man an derselben jeden Schmutzstreifen sieht. Zuerst lernt das Kind die einfachste Manipulation, das Anlegen der Maschen mit dem linken Daumen, wobei wir bemerken, daß es manche Dame gibt, welche recht wohl stricken, aber keine Maschen auslegen kann. Das Erste, was nun das Kind arbeitet, ist ein Strickband, an welchem alle die verschiedenen Strickmanipulationen, die rechte, linke und Abhebemache, das Abnehmen und Ueber schlagen vorkommt. Dieses Strickband ist etwa eine halbe Elle lang und wird so oft, etwa 4-5 mal, gestrickt, bis es sauber und regelrecht ausgeführt ist. Dann wird es zurückgelegt und bildet das erste Fundament des Handarbeits-Assortiment, welches jede Schülerin für sich anfertigt. Außer der praktischen Uebung wird aber auch noch die ganze Strickmanipulation an der Tafel angezeichnet und erklärt, so daß es dem Kinde ganz klar wird, wie ein regelrechtes Strickgewebe aussehnen, welche Fehler man darin verbessern kann und welche nicht.

Nach dieser ersten Vorstufe geht es zum Stricken des Strumpfes über, den wir als den Normal-Strumpf bezeichnen möchten. Im Verhältniß zur Stärke der Baumwolle wird die Grundzahl der Maschen aufgelegt, und nach dieser Grundzahl werden die Verhältnisse des Strumpfes berechnet. Daß man einen Strumpf phyllopphisch oder anatomisch betrachten könne, ist vielleicht noch Niemand eingefallen, und doch

geschieht es hier, damit zugleich beweisend, wie jede Arbeit, wenn sie nicht wie ein roher Mechanismus betrieben wird, erzieht und bildet, wie selbst das verachtete Strumpfsticken geistig fördern und entwickeln kann. Im Besitz ihres Normalstrumpfes kann jede Schallenfeld'sche Schülerin darnach jeden andern Strumpf richtig anfertigen, sei er nun gröber oder feiner, größer oder kleiner.

Nach dem Stricken kommt das Häkeln an die Reihe. Es wird eine Maschenreihe, etwa eine halbe Elle lang, angelegt und darauf weiter gearbeitet. Zuerst die einfache Masche, dann die Luftmasche mit Stäbchen, dann ein einfaches Muster, welches auf der schwarzen Schultafel, allen Kindern sichtbar, vorgezeichnet ist. Schon bei dem ersten Muster müssen sie lernen, dasselbe selbst zu setzen, so daß an den beiden Rändern immer die gleiche Maschenzahl übrig bleibt. So geht es von den leichteren Mustern fort zu den schwierigeren, bis das Häkelstück etwa die Höhe einer Dreiviertel-Elle erreicht hat, worauf es noch mit einer schmalen Spitze umhäkelt und bei Seite gelegt wird.

Die zweite nun folgende Häkelstufe lehrt in gleicher Weise, vom einfachen zum schweren Muster fortschreitend, das Häkeln mit zwei verschiedenen Farben. Auch diese Muster, wozu man eine decorirte oder Regtastel braucht, werden an die Schultafel gezeichnet und gewöhnlich von den Schülerinnen auf Häkelpapier nachgezeichnet.

Die dritte Häkelstufe umfaßt die verschiedenen Häkelformen: das Viereck, Dreieck, Sechseck u. s. w. und endlich, als Vollendung des Ganzen, den Stern. Es ist gehäkelte Geometrie, was wir da vor uns sehen, und mit mathematischer Genauigkeit, im richtigen Verhältniß der Maschenzahl unter einander lernt die Schülerin diese Formen mit Verständniß anfertigen.

Es ist nun wohl bekannt, daß gegenwärtig ein großes Vorurtheil gegen die Häkelarbeit, namentlich gegen solche in Zwirn und Baumwolle besteht; man setzt vielfach, selbst unter den Lehrerinnen, voraus, es sei eine durchaus überflüssige Arbeit, welche vollständig durch die Nachbildungen der Maschine ersetzt sei. Keineswegs; auch darüber belehrt man sich bei dem Prüfungsgehalt an einer Verkaufsstelle für weibliche Arbeit. Unser Alice-Bazar beschäftigt Jahr aus, Jahr ein, mehrere geschickte Häkelinnen, welche nichts, als die sogenannten „Schoner“ in hoher Vollkommenheit arbeiten, der Menge solcher Artikel nicht zu gedenken, die freiwillig eingeliefert und auch verkauft werden. Die Sache ist sehr einfach; der gewebte Schoner ist neu sehr schön und billig, gewaschen sehr ordinär und wenig dauerhaft, der gehäkelte dagegen dauert länger, als sechs gewebte Schoner und bleibt eben so lange fein und elegant.

Doch kommen wir nun auf unsere Methode zurück; da sie nicht allein den Zweck hat, dem gemeinen Nutzen zu dienen, sondern zu entwickeln, zu erziehen, so kann schon darum, vom pädagogischen Gesichtspunkte aus, das Häkeln zwischen dem Stricken und Nähen durchaus nicht weggelassen. Es ist ganz vornehmlich das Häkeln, welches zum Nachdenken, zur Pünktlichkeit und Gründlichkeit erzieht, und unsere ganz vortreffliche Industriellehrerin, die zuerst nach der Schallenfeld'schen Methode unterrichtete, hat zu ihrer eigenen Ueberzeugung die Erfahrung gemacht, wie dieses Häkeln in der günstigsten Weise auf das Nähen vorbereitet, so daß die Kinder dasselbe in der halben Zeit erlernen, die sie sonst dafür gebrauchen.

Dem Häkeln folgt das Nähen; es werden nun Stoffe verarbeitet, während zuvor die Stoffe erst geschafft werden mußten. Das Nähen wird gelehrt an einem Mustertuch aus Leinwand von mittlerer Stärke, eine Elle im Geviert haltend. Zuerst werden dem Kinde die Eigenschaften der Leinwand erklärt, warum dieselbe stets nach dem Faden geschnitten werden müsse und was dergleichen mehr. Die Schülerin zerschneidet nun die Leinwand in sechs gleiche Streifen; wenn dies geschehen, zieht sie an einem Streifen einen Faden aus und lernt in diesem Geleise den einfachen Näh- oder Steppstich machen; kann sie dieses, so näht sie mit dem Steppstich die Streifen wieder aneinander. Nachdem dies geschehen, wird das Tuch noch einmal in sechs Streifen zerlegt und jeder der Streifen an beiden Seiten gesäumt. Erst nachdem die Schülerin die Säume gemacht hat, werden an den vordin mit dem Steppstich zusammengesügten Stücken die Kapnähte gemacht und zuletzt die sechs Streifen mit der überwendlichen Naht wieder zu einem Ganzen zusammengesüggt. Alsdann wird zwischen die Streifen die Hohlnaht genäht, das Mustertuch ringsum gesäumt, mit dem Namen der Schülerin gezeichnet und ihrem Assortiment einverleibt. Man sieht, sie hat an diesem Tuch die ganze Nähmanipulation übermäßig.

An diesem Mustertuch hat nun unsere Hauptlehrerin, der Ersparniß wegen, noch den Faden angebracht und läßt unsere hiesigen Schülerinnen das Tuch, anstatt es zu säumen, festnähren.

Was nun aber noch überdem diese Anfertigung von Mustertüchern so sehr erspriesslich macht, ist der Umstand, daß die Kinder nicht mechanisch nachbilden, was ihnen die Lehrerin vormacht, sondern daß damit ein katechetisch entwickelnder Unterricht verbunden ist. Durch Fragen und Antworten wird der Schülerin vollkommen klar gemacht, warum sie so und nicht anders zu arbeiten hat, und indem ihre zehn Finger in einen beständigen Rapport mit dem Kopfe gesetzt werden, muß sich denn doch am Ende das Denkvermögen zugleich mit dem Vermögen der Hand entwickeln.

Nach der Vorbereitung für das Wäschenähen wird das Wäschezeichnen gelehrt, und damit auch zugleich die Vorbereitung zur Tapissierarbeit gegeben. Zuerst zeichnet die Lehrerin den einfachen Kreuzstich an die Tafel und erklärt mit Hilfe des Stramin- oder Zeichentuches den Schülerinnen die Fadenführung in der Weise, daß sich auf der linken Seite ebenjowohl ein Kreuz bildet, wie auf der rechten, welches beim Wäschezeichnen die Arbeit auf beiden Seiten ganz gleich und sehr sauber erscheinen läßt. In welcher Weise dann vom Leichteren zum Schwereren fortschreitend wieder zuerst das Nähen einer einfachen Reihe, dann einer Vorde, zuletzt des Buchstabens gelehrt wird, dies muß man aus dem Buche selbst ersehen. Das Zeichentuch enthält das große und kleine Alphabet, die gothischen Buchstaben, die Ziffern und überdem einzelne Buchstaben mit Ziffern als Vorchrift, in welcher Stellung dieselben zu einander gesetzt werden. Dieses findet sich auch auf dem Stüchtuch, zu dem wir später kommen.

Dem Zeichentuch folgt das Stopftuch; es ist dies ein Stück Leinwand, aus dem viereckige Stücke herausgeschnitten sind, um durch die verschiedenen Stopfmuster wieder ausgefüllt zu werden. Für den Schulgebrauch genügen bei diesem Stopftuch die drei einfachsten Stopfe: Das Leinwandge-

webe, der Körper- und der Damastgrund — man kann zur Noth auch noch die letzte Stufe hinweg lassen — unsere Lehrerin fügte statt dessen den Winkelriß, der merkwürdiger Weise dort fehlte, bei, wie auch, um Raum und Material zu ersparen, den Strickstopf. Das Stopfen von Tüll kann, wo es nothwendig oder wünschenswerth erscheint, auch noch auf demselben Tuch ausgeführt werden.

Wie alles Uebrige, wird auch das Stopfen sehr ausführlich erklärt und durch Vorzeichnen an der Wandtafel erklärt, indem eine Schülerin, nachdem die Kinder genau vorbereitet sind, das herzustellende Gewebe vorzeichnet, ehe die Nadel ihr Werk beginnt. Was etwa noch unverständlich bliebe, wird durch gründliches Fragen und Antworten näher erläutert.

Dem Stopftuch folgt das Stüchtuch, die Grundlage der Weißstickerei. Es werden hier gleichfalls die Alphabete und Ziffern ausgeführt, aber nur in Plattstich, wie man ja meistens die Wäsche zeichnet. An einigen Kronen und Ecken wird auch das Hochsticken gezeichnet, doch darauf kein besonderes Gewicht gelegt, weil eben immer nur zunächst das Nützliche, das dem täglichen Bedürfniß dienende, berücksichtigt werden, alles Künstlerische und Luxuriöse auf spätere Zeit verschoben werden soll. Als bedeutend wichtiger erscheint jetzt, nach solcher Vorbereitung, das Zuschneiden der Wäsche und das regelmäßige Nähen derselben.

Dieser Zuschneide-Unterricht krönt nun würdig das Ganze. Nach einer sechsfach verkleinerten Elle werden sechsfach verkleinerte Papier-Modelle aller derjenigen Wäschestücke geschnitten und zusammengeheftet, welche aus glatter Leinwand gefertigt werden, sowohl Hausgeräth als Leibwäsche. Besonderer Nachdruck wird dabei auf das Zurichten der verschiedenen Hemdenmodelle gelegt. Da mögen nun die Schülerinnen soviel Papier zerschneiden, als sie können, das Endresultat bleibt, daß Jede weiß, wie man dieses wichtige Bekleidungsstück zu schneiden hat, und wie sich seine verschiedenen Theile verhältnißmäßig zu einander zu verhalten haben. Die niedlichen kleinen Modelle, zierlich wie Puppenkleider, bilden den Schlußstein des Assortiments, welches nun die Schallenfeld'sche Schülerin getrost nach Hause tragen mag, wie der Schüler im Faust seine Hefte, daß ihr aber, wenn sie keinen Werth ganz in sich aufgenommen, für Lebenszeit wahrscheinlich mehr praktischen Nutzen gewähren wird, als Jedem seine Schulweisheit. — Nach diesen Modellen schneidet das Mädchen nun selbstständig die Leinwand zu, näht sie während der Schulzeit, die sie noch zurückzulegen hat; bedarf, wenn diese vorüber ist, keiner weiteren Ausbildung in der Handarbeit und kann daheim als Tochter, Frau und Mutter ihren nächsten Pflichten Genüge leisten und ebenso jene feinere, künstlerische Arbeit mit Leichtigkeit und Geschick erlernen. Wir müssen dem freilich erläuternd hinzufügen, daß die Schallenfeld's in ihrer eigenen Schule dem Handarbeitsunterricht sechs Stunden in der Woche widmeten, und daß somit die Schülerinnen, mit sechs Jahren anfangend, nach Ablauf des dreizehnten Jahres ihr Assortiment vollendet hatten und nun bis zum sechzehnten Jahre Wäsche nähen konnten. Dazu gestellte sich dann natürlich noch die Unterweisung im Ausbessern der Wäsche und, sobald das Hemdennähen durch das Anfertigen von zwei Frauen- und zwei Männerhemden gründlich erlernt war, das Nähen von Gegenständen mit Façon, wie Nachthauben, Nachtsachen u. s. w. Während der letzten vier Monate vor Weihnachten durften die Schülerinnen Phantasiearbeiten mitbringen, aber immer nur solche, die auf gleichem Fuß mit dem schon Erlernten standen. Wer häkeln konnte, durfte in bunter Wolle häkeln, wer das Zeichentuch hinter sich hatte, eine geschmackvolle Tapissierarbeit machen u. s. w.

(Schluß folgt.)

Zwei Sonette aus Venedig.

Von F. Wilibald Wulff.

I.

Armidia.

In's Wunderland der Märchen und der Sagen Ward ich, berauscht durch neue Balsambüfte, Die ihr ergossen in das Reich der Lüfte, An Traumeshand, ihr Bäume, fortgetragen.

Ich sah Armidens Zauberschlöffer ragen. Ein Blumentepich deckte Berg' und Klüfte, Zu Rosenlauben wandelten sich Büfte, Durchweht von Seufzern und von Liebesklagen.

Du naht, Armida, mir den Mund zu reichen. Daß' ab, wohl weiß ich, daß noch keinem Manne Es je gelang, aus deinem Arm zu weichen.

Wer dich berührt, der steht in deinem Banne. Mich aber schützt der Heldenfang der Eichen. Mich schützt das Weihnachtslied der nord'schen Tanne.

II.

Lenznacht auf dem Lido.

Im Mondglanz liegt, umhüllt von düst'gem Schweigen, Der Lido, wie von aller Welt geschieden, Die Blumen, die des Tages Aug' gemieden, Erblühend sich dem Silberlichte neigen.

Aus dunklen Fluthen an das Ufer steigen Des Meeres Töchter, schlauke Nereiden, Ihr Lachen stört der milden Lenznacht Frieden, Sie necken sich mit frischen Vorbeerzweigen.

So lange, bis im fernem Ost entglommen Der erste Sonnenstrahl, währt auch ihr Rosen, Dann tauchen sie hinab, wie sie gekommen.

Ihr Lied erstirbt im Meer, dem regungslosen, Und Morgens zeigt den Weg, den sie genommen, Ein lichter Kranz von weißen Wasserrosen.

Fanny Lewald und ihre schriftstellerische Thätigkeit.

Es ist jetzt bald ein Menschenalter vergangen, seit mir, die ich damals als junges, kaum der Schule entwachsenes Mädchen in einer kleinen Provinzialstadt lebte, der erst kürzlich erschienene Roman Jenny in die Hände kam und mein besonderes Interesse erregte zunächst wegen seines Titels, denn welches junges Mädchen würde nicht mit gesteigerter Theilnahme ein Buch öffnen, auf dessen Titelblatt es den eigenen Vornamen erblickt! Es blieb jedoch nicht lange bei diesem rein äußeren Interesse. Bald nahm der Roman mein ganzes Herz, mein ganzes Sein gefangen, denn was der unbefamte Verfasser da erzählte, das hatte ich, so jung ich noch war, in seiner ganzen Schwere selbst erfahren. Unter den in diesem Buche geschilderten Verhältnissen litt ich, gegen sie bäumte ich mich auf, Conflicte, wie sie hier ausgemalt waren, traten an mich heran oder drohten an mich heranzutreten. Der Roman sprach aus, was ich lange bewußt und unbewußt empfunden, aber wie der Schlafwandelnde erwacht, wenn man seinen Namen ruft, so rüttelte er mich auch auf aus dem sentimentalen Träumen, dem schmerzlichen Wühlen in dem eigenen Leid; er predigte mir zum ersten Male die große Lehre, daß wir nicht durch eitles unfruchtbares Klagen, durch Wegsehen von dem Plage, auf den uns das Geschick gestellt, uns fördern, Andern nützen können, sondern nur durch Selbstverleugnung, durch Aufgeben des eignen Ich an das große Ganze, durch strenge Pflichterfüllung, unablässige Arbeit. War mir Alles, was ich jetzt hier ausspreche, damals nicht so klar wie heute, so gab doch der Roman den Anstoß dazu, daß ich nach dieser Klarheit rang, den dort vorgezeichneten Weg einschlug, und einen so tiefen Eindruck hinterließ mir das Buch, daß ich heute, wo ich es nach einem langen Zeitraume in vielfach veränderter Gestalt wieder aufschlage, noch mit Leidenschaft die Stellen wiederfinde, welche am ergreifendsten auf mich wirkten.

Zwanzig Jahre später saß ich an einem Sylvesterabend allein in meinem Zimmer in der heutigen Metropole Deutschlands. Mein Leben hatte eine Wendung genommen, von welcher das junge Mädchen, das einst den Roman Jenny las, sich nichts träumen ließ, und doch war dies vielleicht der erste Abend gewesen, an dem das webende Geschick angeknüpft. An diesem Abend stand ich aber wieder an einem Wendepunkte; ein schwerer, gewichtiger Entschluß mußte gefaßt werden und ward gefaßt zu meinem Glücke. Wieder war es ein Buch gewesen, das mir dabei als Freund, Führer und Berather gedient; ja noch mehr, dieselbe Stimme, der ich in der Jugend gefolgt, leitete mich auch im reiferen Alter. Das Buch, welches ich in jener Sylvesternacht las, war „Meine Lebensgeschichte“ von Fanny Lewald, die ich jetzt längst als die Verfasserin von Jenny kannte.

Vielleicht dürfte es einiges Bedenken erregen, daß ich eine Betrachtung der literarischen Thätigkeit einer Schriftstellerin, also einen Aufsatz, welcher vor allen Dingen Objectivität erfordert, in so subjectiver Weise einleite; ich glaube jedoch gerade in diesen Mittheilungen die beste Ueberleitung zu finden zu dem, was ich im Allgemeinen über Fanny Lewald's Schriften und als Begrüßung der mir vorliegenden ersten zehn Bände ihrer gesammelten Werke sagen möchte.

In einer Vorrede zu der im achten Bande dieser gesammelten Werke erschienenen Erzählung Clementine, der ersten Arbeit, mit der vor dreißig Jahren Fanny Lewald

ihre schriftstellerische Laufbahn begann, spricht sie sich dahin aus, daß sie für diese Erzählung, so wie für die ihr folgende Novelle „Auf rother Erde“ und die Romane „Eine Lebensfrage“ und „Jenny“, über deren Entstehungsgeschichte ihre eigene Lebensgeschichte weitläufigeren Aufschluß gebe, nur noch ein historisches Interesse beanspruche. „Als man bei ihrem ersten Erscheinen,“ fährt sie fort, „gegen sie den Einwand erhob, daß die Tendenz sich in der Dichtung zu sehr geltend mache, verstand ich kaum, was man damit meine, so ganz und gar war ich hingegenommen von den Bestrebungen jener Zeit, so ganz und gar war ich darauf gestellt, so viel an mir war mitzuwirken an der Lösung der Fragen, mit denen damals im Vaterlande die besten Kräfte sich beschäftigten. Viel oder wenig wie diese Romane mitgewirkt haben, darf ich sie als kleine Werkzeuge aus jenen Tagen immer gelten lassen, und wenn ich es jetzt wohl verstehe, in wie weit der Ausspruch: diese Romane seien Tendenzschriften, ein gerechter war, so meine ich doch heute noch, daß jeder größeren oder kleineren Dichtung ein bestimmter leitender und durchdringender Gedanke inne wohnen müsse, und daß diejenigen Dichtungen in uns am mächtigsten wirken oder nachwirken, die, nachdem sie uns angenehm beschäftigt haben, in unserm Geiste einen uns jagenden oder fördernden Gedanken zurücklassen, so daß wir nach dem Lesen eines Werkes mehr übrig behalten und gewinnen, als die bloße Erinnerung, daß wir es gelesen haben, und daß es uns eine unbeschäftigte Stunde angenehm ausgefüllt hat.“

Drückt Fanny Lewald in diesen Worten aus, was sie gewollt, so meine ich, daß die Schilderung dessen, was zwei ihrer Arbeiten für eine Person geworden sind, am deutlichsten kennzeichne, was sie erreicht hat. Was mir und gewiß noch Vielen der Roman Jenny geworden, das ward Andern in anderen Verhältnissen Clementine, Andern „Eine Lebensfrage“, noch Andern der Roman „Wandlungen“ u. s. w., am grössten ist aber die Zahl Derer, welche Trost, Lehre und Ermuthigung aus ihrer Lebensgeschichte geschöpft haben. Mag die Verfasserin die bisher berührten Schriften immerhin „Jugendchriften“ nennen, „Denkmale unseres früheren Ringens, wie unserer Fortschritte auf dem Wege geistiger und staatlicher Befreiung“, so wird ihnen doch ein allgemein menschliches Interesse bleiben, so werden sie doch stets Wahrheiten lehren, die zu allen Zeiten dieselben sind, so wird doch Niemand die „Lebensgeschichte“ lesen, ohne nach diesen Büchern als nach einem sie ergänzenden Theile zu greifen. „Meine Lebensgeschichte“ aber ist ganz abgesehen von der reichen Fülle des Thatfächlichen, was darin enthalten, im eminentesten Sinne des Wortes ein erzieherisches Buch und wird es bleiben, so lange menschliche Herzen suchen und kämpfen, leiden und irren. Indem die Verfasserin den eigenen Lebensgang mit der sie auszeichnenden Klarheit und Wahrhaftigkeit darstellt, hält sie ihrem ganzen Geschlechte einen Spiegel vor, in den es bei allen Vorkommnissen blicken, aus dessen Bildern es lernen kann, das Leben verstehen, sich ihm als ein nützliches Glied einfügen und in dieser Hingabe an das Allgemeine das persönliche Glück erringen.

Fanny Lewald ist nicht umsonst eine Tochter Königsbergs, der Stadt, in welcher Kant seine Kritik der reinen Vernunft schrieb und den kategorischen Imperativ aufstellte. Wohl läßt sie der Phantasie, ohne welche keine Dichtung geboren werden kann, einen angemessenen Spielraum, aber sie erkennt der Phantasie und Leidenschaft nicht das alleinige Recht zu, gestattet ihnen niemals, die Herrschaft an sich zu reißen. Ihr ist es nicht um geniales Feuerwerk zu thun, das prüht und blendet, aber nicht leuchtet und gleich der Irrlichtern Den, der

seinem trügerischen Schein folgt, in einen Abgrund lockt. Ihr klarer Blick für das Wirkliche, ihr scharf wägender Verstand, ihre rückhaltslose Wahrhaftigkeit machen jeden ihrer Romane, machen jede ihrer Arbeiten zu einem tüchtigen Bausteine im Gebäude unserer geistigen, sittlichen, socialen und politischen Vervollkommnung. Fanny Lewald's Dichtungen helfen uns nicht der unliebamen Wirklichkeit entfliehen, sie leiten uns nicht schmeichlerisch in eine Welt, wo der Frühling und die Liebe nie aufhören, von der wir mit unsäglicher Verachtung auf dieses kleine erbärmliche Erdentleben herabsehen und ganz den Maßstab für uns, unsere Umgebung und Verhältnisse verlieren, sondern sie führen uns mitten hinein in das Leben, wie es wirklich ist, sie zeigen uns, daß hier und nirgend anders unser Platz ist, daß wir schaffen müssen in Reih und Glied. Auch nicht in ferne, längst vergangene Zeiten führen uns diese Dichtungen. Ihr Schauplatz ist der Boden, auf dem wir heute wandeln, das moderne Leben, die moderne Cultur hat ihnen ihre Farben geliehen; diejenige, welche diese Bilder schuf, ist heimisch im Schlosse wie in der Hütte, auf dem Lande wie in der Stadt.

Und damit stehen wir noch bei einer Eigenschaft, die Fanny Lewald's Dichtungen weit hervorragend läßt vor den Arbeiten der meisten Schriftstellerinnen und vieler Schriftsteller. Sie lebte niemals des guten Glaubens, ihr müsse Alles durch Zuspiration kommen; lesen, lernen, seine Kenntnisse durch eigene Anschauungen bereichern sei nicht nothwendig, sei vielmehr prosaisch, des Genies unwürdig. Fleiß, Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit zeichnen ihre kleinste, wie ihre größte Schrift aus. Sie arbeitet, wie sie sich selbst ausdrückt, „mit dem Schurzfell“ und wird dadurch nicht nur zu einem Vorbilde für alle Schriftstellerinnen, sondern für die Frauen überhaupt. Fanny Lewald ist eine hervorragende Vertreterin der Frauenfrage und hat durch ihre Schriften auf diesem Gebiete Bedeutendes geleistet, dennoch steht noch höher die Lehre, welche sie durch die Art und Weise ihres Strebens und Arbeitens gibt. Nie hat sie für das, was sie schafft, irgend eine Nachsicht in Anspruch genommen, weil sie eine „Frau“ sei; sie hat es wohl begriffen, daß eine Frau, die auf demselben Felde wirkt wie der Mann, auch ebenso ernst, streng und unablässig arbeiten müsse wie er, daß jedes Gut errungen sein will, und dasjenige, was uns mühelos in den Schooß fällt, meistens des Aufhebens nicht werth ist.

Wie bereits bemerkt, liegen zehn Bände der gesammelten Werke vor. Sie enthalten: Clementine; Auf rother Erde; Jenny; Eine Lebensfrage; Meine Lebensgeschichte; und endlich „Von Geschlecht zu Geschlecht“, eine der letzten und reifsten Früchte des künstlerischen Schaffens der verehrten Schriftstellerin. Die Verlagshandlung von Otto Fankel in Berlin hat die Ausgabe in würdiger Weise ausgestattet und dabei den Preis so gestellt, daß jedes einzelne Werk gegen früher um die Hälfte wohlfeiler zu haben, die Beschaffung mithin bedeutend erleichtert ist.

Und nun zum Schluß noch der Wunsch, daß den ersten zehn Bänden auch die übrigen Dichtungen, unter denen hier nur „Wandlungen“, „die Kammerjungfer“, „Prinz Louis Ferdinand“ und „die Erlöserin“ angeführt sein mögen, so wie die Briefe und Reisebeschreibungen bald folgen, und daß es der verdienten Frau gestattet sein möge, der Entwicklung Deutschlands, an der sie so tüchtig mitgearbeitet, noch lange heizuwohnen und unsere Literatur noch durch weitere Früchte ihres Talentes, ihrer Erfahrung und ihres Fleißes zu bereichern.

Jenny Hirsch.

Vöglein, was singst du.

Gedicht von Karl Stieler, Composition von Joseph Rheinberger.

Einfach und innig.

Andantino.

1. Vög-lein, was singst du im Len-ze so weich?
2. Du mei-ne See-le, was sin-nest du wohl?

1. Rufft dei-nem Lieb-chen, dein Lieb-chen kommt gleich!
2. Daß auch dein Lieb-chen zu dir kom-men soll,

Kommt weit vom Sü-den, dem schön-en, blau-en, und will mit dir sein Nest-lein bau-en.
sich mit dir la-be im Früh-ling-s-schim-mer! Du treu-es Herz, dein Lieb kommt nim-mer.

Verß 1. Verß 2.

Die Gesandtin August's des Starken.

Historische Skizze von Georg Hilll.
Illustrirt von Professor Haberlin.



Bogen vier Hatzschiere, in die goldgestickte Uniform far-
matischer Krieger gekleidet, die Wache hielten. Die Feuer
der mächtigen eisernen Träger, die im Halbkreise den Raum
der Auffahrt umgaben, spielten auf den vergoldeten Helle-
bardeneisen der Trabanten, und von Zeit zu Zeit fiel aus
den Beden ein Funkenregen hernieder, wenn die geschäftigen
Diener neues Brennmaterial aufschütteten. Aus dem Innern
des Palastes tönte Musik, die breiten, mit kostbaren Teppichen
bedeckten Treppen stiegen reichgekleidete Damen und Herren
hinan. Es waren die zum Feste des Fürsten geladenen Gäste.
Sie trugen Sammetmasken, Einige erschienen in phantastische
Costüme gekleidet, Mohren und Läufer, Pagen und Lakaien
wimmelten in der glänzend erleuchteten Vorhalle durch-
einander.

Fürst Radziwill gab einen maskirten Ball zur Nachfeier
des Weihnachtsfestes des Jahres 1701, und der, dem ein so
glänzendes Fest veranstaltet wurde, war kein Geringerer, als
August der Zweite, König von Polen, Kurfürst von Sachsen,
der glänzende, prachtliebende, üppige Fürst, den die Welt
unter dem Namen „des Starken“ als den Ausbund von Kraft
und den Repräsentanten königlichen Prunks bewunderte.

Freilich stimmte dieser Glanz nicht zu der Lage, in wel-
cher der König sich um dieselbe Zeit befand. Ein gewaltiger
Feind war dicht in seiner Nähe. Karl der Zwölfte war durch
Kurland nach Lithauen gedrungen. Ueberall Sieger, hatte er
die Heere August's und dessen Verbündeten zerstreut. Schon
war durch seinen Machtpruch und die Verbindung mit den
Sapieha's die sächsische Partei mit Dginski an der Spitze für
„vogelfrei“ erklärt. König August war ein hilfloser Mann,
eine Zielscheibe der Parteinungen. Karl drohte ihn des Thro-
nes zu berauben, er warf sich auf zum Verteidiger der so-
genannten polnischen Republik, und kein Friedensvorschlag
hielt ihn von dem Ziele zurück, welches er sich gesteckt hatte.

August war in verzweifelter Lage in Polen umherge-
zogen. Seine Hoffnung beruhte auf dem Bündniß mit dem
mächtigen Czaren Peter dem Großen, welches der später so
unglückliche Paktul vermittelte — aber nur langsam gediehen
die Verhandlungen, während der wilde Schwedenkönig immer
näher rückte und mit seinen kriegerischen Scharen den Kreis
immer enger zog, der den König umschloß und ihn vielleicht
in des Siegers Hände liefern sollte.

Es schien, als habe August seine Sorgen im Strudel
glänzender Feste, in üppiger Pracht und raffiniertem Luxus
ertränken wollen. An ein prunkvolles Hofleben gewöhnt, ließ
er, inmitten der Noth und der hereinbrechenden Verderbniß,
keinen Tag verstreichen, ohne neue Zerstreungen zu suchen.

Von der Verlegenheit des Königs würde sich Niemand eine
Vorstellung gemacht haben, der ein Mal diese lange Liste von
Gästen, diese Programme bevorstehender Festlichkeiten, diese
Verzeichnisse von Präsenten gemustert hätte, welche allwöchent-
lich dem Hoflager des wankenden Thronbesizers zueilten oder
zu seiner Zerstreuung veranstaltet, den Theilnehmern ge-
spendet wurden.

schien unerbittlich. August versuchte vergeblich ihm einen
Friedensvermittler zu senden. Mißtrauisch gegen sich selbst,
schloß Karl sich täglich mehr ab, und der Umkreis seines
Feldlagers schien die äußerste Grenze, bis zu welcher
sich Raubzüge wagen durften. Die Rauheit des „nordischen
Jugurtha“ drohte allen Agenten Verderben. Alles, was auf
Naturen wie August von Sachsen schnell und erfolgreich wirkte,
das glitt spurlos an dem groben Wammse des Kriegsmannes
Karl ab, der mit seinen plumpen Reiterstiefeln die zartesten
Verhältnisse rücksichtslos zerstampfte und sich rühmte: daß kein
Weib, kein Reiz der Verführung ihn nur auf Minuten fesseln
könne — und dieser für die Hofleute August's eben so schreck-
liche als unbegreifliche Mensch zählte kaum zwanzig Jahre.

„Genießen wir die glücklichen Stunden,“ hatte der König
August noch wenige Minuten vorher zu seinem Freunde
Bischof gesagt, ehe er in den Wagen stieg, um zum Feste
des Fürsten Radziwill zu fahren. Er hatte bei diesen Wor-
ten ein Schreiben auf die Seite geworfen, das ihm soeben
eingehändig worden war. Es enthielt die Kunde, daß Karl
der Zwölfte mit dem Cardinal Primas über August's Ent-
thronung verhandelt habe.

Nachdem der König sich schnell von der Mißstimmung,
welche dieses Schreiben in ihm erregt, erholt hatte, warf er
den seidnen Domino um, setzte den ihm von seinem Leib-
mohren gereichten seidnen Hut auf die mächtige Allonge-
perrücke und ließ die Brillanten, welche in reicher Fassung
die blaueidene Bajute des Dominos hielten, in dem Glase
des venetianischen Spiegels funkeln, dann nahm er den dar-
gebotenen Arm Bischof's und auf diesen gestützt schritt er
aus dem Zimmer, die Treppe hinab bis zum Flure, in wel-
chem die Carosse, die Läufer und Heiducken seiner harreten.

Der König warf sich in die Kissen des Wagens, sein
Begleiter setzte sich neben ihn, und nach Verlauf einer Viertel-
stunde betraten Beide, der König vollkommen heiter, den
glänzend erleuchteten Festsaal des Radziwill'schen Palastes,
empfangen von dem donnernben und klingenden Tische des
Orchesters und mit tiefer Verbeugung von der Menge der
prächtigt gekleideten Gäste begrüßt, die nur auf des Königs
Erscheinen gewartet hatten, um den Tanz beginnen zu
können.

Nachdem der Fürst Radziwill den König begrüßt hatte,
schritt dieser durch die Reihen der maskirten Gäste. Er
wurde bald von einer lustigen Schaar umringt. Die Damen
waren es vor Allen, welche dem Monarchen näher traten.
August erkannte die Schönen, trotz der Masken. Man hatte
dafür gesorgt, daß seine Lieblinge in der Nähe waren. Die
schöne Lubomirzka glänzte im Costüm einer italienischen
Dame und sie war es, welcher der König jetzt den Arm
reichte, um sie zu den Sitzen zu führen, die rings um den
Ballsaal aufgestellt waren. Die Lust des Tanzes, das Sum-
men der Unterhaltung und die Töne der Ballmusik beschäftigten
den Wirth und Gäste und zerstreuten die letzten Reste von
Sorgen, welche sich zuweilen dem Könige aufdrängten. Diese
prächtige Menge, deren ganzer Beruf nur das Vergnügen zu
sein schien, wollte von ernstlichen Dingen Nichts wissen. Zwi-
schen ihr und dem drohenden Feinde lag ein weiter Raum
von vielen Meilen, und die nächsten Stunden konnten ja eine
glückliche Wendung herbeiführen — man wußte, daß der
Czar von Rußland bald auf dem Kampfsplatz erscheinen
würde, man hoffte auf Dänemarks Einschreiten.

Der König nahm von allen Seiten Huldigungen ent-
gegen. Die Stunden enteiltten schnell bei der Lust des Festes.
Nachdem eine Pause eingetreten war, lud Radziwill den König
ein, in das für ihn bestimmte Zimmer zu treten, wo ein
Nachtmahl bereit stand. August erhob sich und ging, von sei-
nem Wirth und seinem Gefolge begleitet, in das japanische

Eine Schaar von
Sängern und Tän-
zern, ein Heer von
Lungerern aller Art
zog dem Könige auf
allen Wegen nach, und
gleich einem asiatischen
Herrscher führte der
Monarch ein kleines
Heer schöner, leicht-
fertiger Frauen mit sich,
welche in der Liste sei-
nes Gefolges als „Hof-
damen“ figurirten.

Vergebens mahn-
ten die wenigen Ge-
treuen zur Umkehr
— die Stimmen der
Nächtlichen drangen
nicht bis zum Ohre
Seiner Majestät. Nur
wenn auf den Taumel
des Vergnügens die
Abspannung folgte,
wenn der König, von
Genüssen aller Art
ermattet, in den gold-
gestickten Sessel sei-
nes Boudoirs sank,
dann begann er ängst-
lich zu stöhnen, die
Gefahr trat als Ge-
spenst vor ihn hin
und drohte. Frieden
— Frieden um jeden
Preis — Frieden mit
dem Dämon Karl
dem Zwölften. Aber
die glückliche Stunde
dafür schien vorüber.
Der schwedische Mars

Cabinet. Es war ein kleines, mit Seltenheiten aller Art
ausgeschmücktes Zimmer.

Hier luden schwellende Divans den Monarchen zum
Niederstigen ein, hier tönte nur noch in sanften Accorden die
Ballmusik herüber. August fand in dem Zimmer eine An-
zahl Masken. Sie trugen Alle türkisches Costüm. Auf einem
Bänkchen saßen die Könige diese glänzend ge-
kleideten Dienerinnen. Sie brachten trefflich bereitete Speisen
herbei, sie schenkten funkelnden Wein in die hohen Krystall-
gläser, sie flüsternten Scherze aller Art unter den Sammet-
masken hervor; der König war von dem ganzen Arrangement
entzückt, seine frohe Laune hatte sich ganz eingefunden, er
war der Umgebete, der Herrscher, wie er es in den prächtigen
Räumen seines Schlosses zu Dresden oder bei den phan-
tastischen Festgelagen zu Moritzburg gewesen. Er lachte herz-
lich über die Späße einiger Masken, welche vor ihm eine
kleine italienische Komödie aufführten, und belustigte sich an
der Eifersucht der Frau von Esterle, die als des Königs be-
vorzugte Geliebte galt und die zudringlichen Türkinnen mit
scharfem Blicke musterte.

Schon einige Male waren glänzend costümirte Zigeunerin-
nen erschienen. Sie hatten des Königs Hand ergriffen, um
aus den Linien derselben wahrzusagen. Diese Prophezeiun-
gen sprachen nur von künftigen Glücke, von baldigem Frie-
den — Alles war in wohlthätende Verse gebracht, kein Miß-
ton störte die Freude. Unbemert war die Zahl der Masken,
welche sich in das Zimmer drängten, größer geworden, schon
sah man nicht nur weibliche Umgebung in der Nähe des
Königs. Einige Männer hielten sich nicht weit von der Tafel,
an welcher der König speiste. August sah, wie ein schwarzer
Domino eifrig beschäftigt war, den Zigeunerinnen ins Hand-
werk zu pfuschen, indem er eifrig verschiedenen der Anwesenden
aus den Händen wahrigte. Auch diese Prophezeiungen
schienen heiterer Art zu sein, denn jedes Mal erschallte ein
lautes Gelächter der Besethigten. Der Domino schritt gravität-
lich von einer Gruppe zur andern, er vermied es aber dem
Könige näher zu treten.

„Heda, meine Maske,“ rief endlich der König, das Glas
von seinen Lippen nehmend, „Du scheinst für mich kein Wort
zu haben?“

„Ich bin nur ein Prophet zweiten Ranges, Sire,“ kicherte
der Domino.

„Eh donc!“ lachte der König. „Wir haben heute Masken-
freiheit. Wozu diese Brüderie? sei nicht so difficile — ich
wünsche eine conversation prophétique zu haben.“

Der Domino trat näher. Seine dunklen Augen funkel-
ten fast unheimlich unter der Sammetmaske hervor. August
kannte keine Furcht. Persönlicher Muth war ihm in hohem
Grade eigen, er winkte befehlend mit der Hand.

„Ich will von Dir Etwas hören,“ rief er.

„Sie haben zu befehlen, Sire,“ sagte der Domino, der
jetzt dicht vor dem Könige stand. „Reichen Sie mir die
Hand.“ August reichte die Rechte dem Schwarzen dar, der
sorgfältig die Linien prüfte. „Ah,“ sagte er nach einer Pause,
„das sieht seltsam aus.“

Der König war betroffen. Der Ton der Stimme klang
seltsam, es war nicht ein scherzender, wie er bei allen Andern
gewesen, eine Art von Besorgniß, von Bekommenheit lag
darin, und der König fühlte, wie die Hand des Schwarzen
zitterte. August winkte den Umstehenden sich zu entfernen, er
blieb mit dem Domino allein in der Mitte des Zimmers.

„Nun?“ sagte er, als der Maskirte, der noch immer seine
Hand betrachtete, beharrlich schwieg.

„Sire,“ begann der Domino endlich. „Ich sehe hier
Etwas — einen Brief.“

„Ha! ha!“ lachte der König sichtlich erleichtert. „So
fangen diese Seher stets ihre Berichte an. Ein Brief also?
Nun und weiter?“

„Dieser Brief — hm — ja —“

„Nun, heraus denn. Was ist's mit diesem Briefe?“

„Dieser Brief ist in den Händen des Königs von Schweden.“

August's Hand zuckte heftig. „Weiter!“ befahl er.

„Er ist geöffnet,“ fuhr der Wahrsager fort, indem seine
Stimme zu so leimem Geflüster herabfiel, daß es nur dem
Könige verständlich blieb. „Er enthält seltsame Dinge. Eilen
Sie, Sire, mit König Karl Frieden zu machen — dieser Brief
bringt Unheil, denn er enthält die Nachricht, daß Sie nach
Dänemark achttausend Mann senden wollen, um wider Schweden
zu kämpfen, und König Karl ist im Besitz dieses Briefes.“

August stieß einen Schrei aus, die entfernt stehenden
Masken fuhren erschrocken auf, sie eilten näher, ein Tumult
wogte durch das Zimmer.

„Wer seid Ihr? Die Maske herab?“ rief der König,
dem die plötzliche Enthüllung einer im tiefsten Geheimniß be-
triebenen Unterhandlung das Blut siedeln machte. Er hatte
den Arm des Dominos ergriffen, der aber mit heftigem Ruck
sich von der Umklammerung befreite und schnell unter der
Menge verschwand, noch ehe man Zeit gehabt ihn zu ergrei-
fen. August sank in den Sessel zurück.

Die ganze Größe der Gefahr tauchte jetzt wieder aus dem
Taumel des Festes empor, alle Freunde, aller Frohsinn, die
Betäubung durch rauschende Lust, waren verschwunden.

„Bischof — mon prince — Löwenhaupt!“ rief der
König sich mühsam erhebend. Die Herren eilten herbei, der
König trocknete seine Stirn mit der Serviette.

„Um Gottes Willen, gnädiger Herr,“ rief Bischof, „was
war das?“

„D — nichts — nichts,“ stammelte der König, „meinen
Wagen — schnell — ich will heimkehren — hat man den
Domino gefunden?“

Radziwill zuckte die Achsel. Bei der Menge der Gelade-
nen war es nicht möglich gewesen, den unheimlichen Prophe-
ten zu ergreifen. Er war verschwunden. August erhob sich.
Der geheimnißvolle Vorfall machte die Kunde durch den ganzen
Saal, schon drängten sich die Masken zusammen, alle Wäl-
fragte nach der Ursache, Niemand vermochte zu antworten —
aber der König schritt eilig, fast schwanzend durch die Menge
mit erzwungener Freundlichkeit nach allen Seiten grüßend.

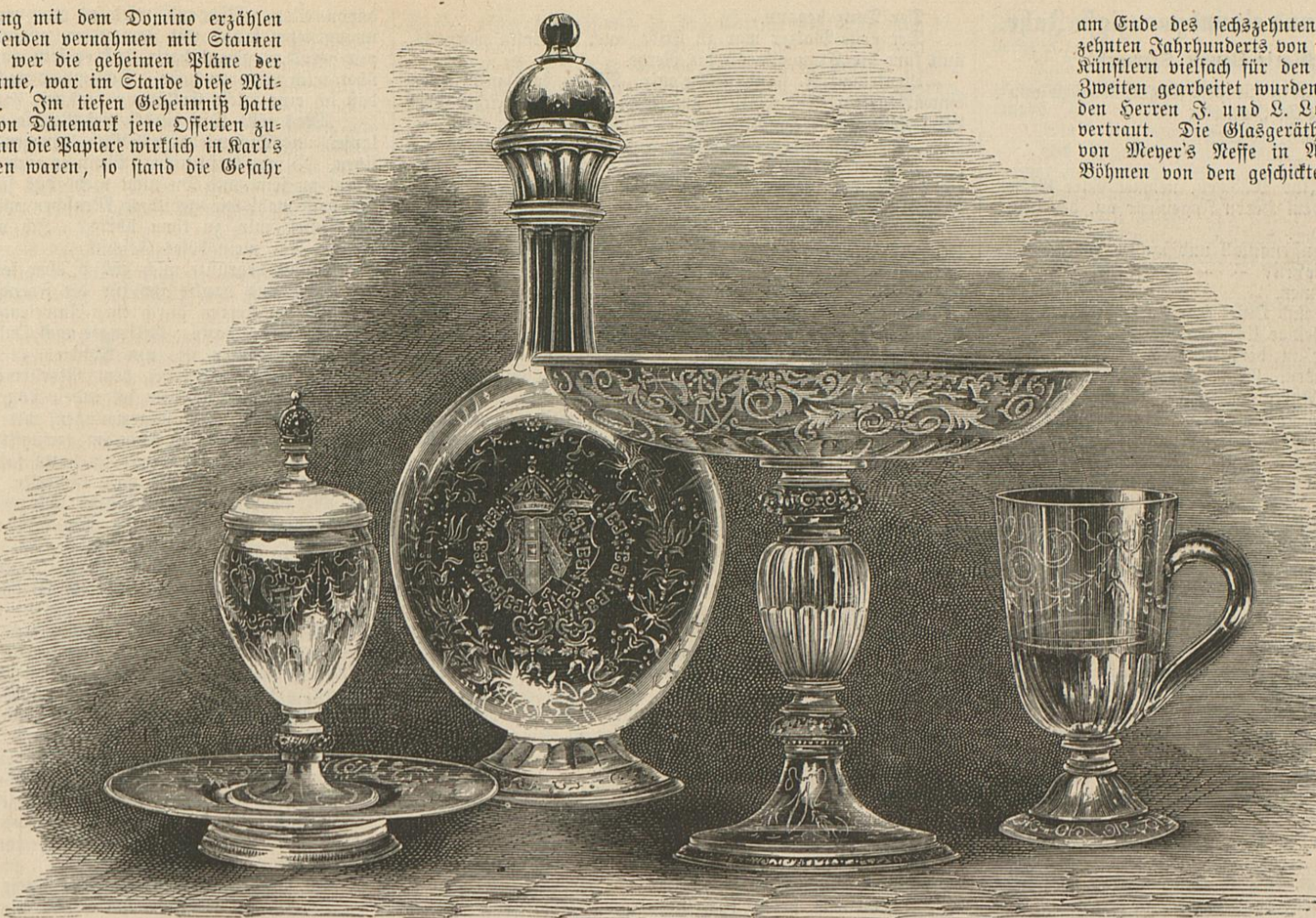
Eine halbe Stunde später saß er in seinem Cabinet des
Schlosses von Warschau. Um ihn her Bischof, Weichling,
Kessel und der Oberst Graf Löwenhaupt.

Der König war tief ergriffen. Der plötzliche Wechsel
hatte ihn fast niedergeschmettert. Erst nach einiger Zeit ver-
mochte er sich so weit zu erholen, daß er seiner Umgebung

die kurze Unterredung mit dem Domino erzählen konnte. Die Anwesenden vernahmen mit Staunen den Bericht. Nur wer die geheimen Pläne der Cabinette genau kannte, war im Stande diese Mittheilung zu machen. Im tiefen Geheimniß hatte man dem Könige von Dänemark jene Offerten zugehen lassen, und wenn die Papiere wirklich in Karl's des Zwölften Händen waren, so stand die Gefahr dicht an der Schwelle. Wie aber konnte der Domino in den Besitz des Geheimnisses gelangt sein, das der schweigsame, unzugängliche Karl sicherlich sorgsam hütete?

August entließ bald seine Cavaliere. Er wollte allein bleiben. Seine Sorgen stürzten auf ihn ein und er witterte überall Feinde. Der Leichtfinn, welcher ihm stets über die schwersten Dinge hinweghalf, schien ihn ganz verlassen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)



Kaiserliches Trink- und Dessert-Service von J. u. L. Lobmeyer in Wien.

Wiener Weltausstellung.

Von Ludwig Pfau.

XIV.

Neben den hübschen Erzeugnissen der textilen Industrie, welche wir unsern Lesern schon früher vorgeführt haben, zeichnete sich der österreichische Theil der Ausstellung hauptsächlich durch seine Glasgefäße und Lederarbeiten aus. Im geschliffenen Glas behauptete wohl England den ersten Rang — Frankreich hatte in diesem Zweige nicht ausgestellt — was jedoch die geblasenen Gläser mit eingeschlossener Verzierung betrifft, so stehen die böhmischen Fabrikate, die seit den letzten Ausstellungen einen bedeutenden Fortschritt bekunden, durch stoßgemäße Form und geschmackvolle Behandlung obenan. Das Herstellen der Form durch Schleifen eignet sich vollständig doch nur für die Geräthe, welche, aus natürlichen Mineralien verfertigt, durch kein anderes Verfahren geformt werden können, wie die Schalen und Gefäße aus edeln oder halbedeln Steinen und namentlich aus Bergkrytall. Bei der Verwandtschaft indessen, welche das Glas mit der letztgenannten Materie hat, kann auch bei ihm das Schleifen nicht ganz verworfen werden; doch bleibt es immer eine Art von Nachahmung, und den wahren Charakter erhält das Glasgeschirr nur vermittelt des Blasens, das eine weit dünnere und geschmeidigere Stoff- und Formgebung zuläßt, wie sie der relativen Weichheit des Materials und der Annehmlichkeit des Gebrauchs bei weitem angemessener ist. So hat denn auch das dünne, glatte, geblasene Trinkglas, mit seiner einfachen Eiform, die künstlich geschliffenen schweren und plumpen Krytallgefäße mit Recht aus dem Felde geschlagen.

Das Schönste der österreichischen Abtheilung in diesem Zweige war das Trink- und Dessert-Service, welches, vom Kaiser bestellt und dem praktischen Gebrauche des Hofes gewidmet, zugleich die Bestimmung hat, den Standpunkt und die Leistungsfähigkeit der österreichischen Kunstindustrie in diesem Fache zu documentiren. Dasselbe wurde von Joseph Stork, Professor an der Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums im allgemeinen Stilcharakter der geschliffenen Bergkrytallgefäße entworfen, wie sie

am Ende des sechszehnten und Anfang des siebzehnten Jahrhunderts von italienischen und deutschen Künstlern vielfach für den Hof Kaiser Rudolph's des Zweiten gearbeitet wurden. Die Ausführung war den Herren J. und L. Lobmeyer in Wien anvertraut. Die Glasgeräthe wurden in der Fabrik von Meyer's Nefse in Adolf bei Winterberg in Böhmen von den geschicktesten Arbeitern der An-

stalt geblasen und geschliffen; längere Versuche waren nöthig, um die Reinheit und Genauigkeit der Formen zu erzielen. Der zweite Haupttheil, das Graviren auf sogenannten vollen Glanz" eingeschlossener, das heißt in den Tiefen der Einschnitte völlig auspolirter Ornamentation geschah in Praha in der Lobmeyer'schen Manufaktur, und die technische Ausführung ist das alleinige Werk des Glasgraveurs Peter Eijert. Die Zeit von nahezu drei Jahren war hierzu erforderlich. Die namentlich einen

Theil des Dessertservices zierenden Montirungen von Gold und vergoldetem Silber mit Emailirungen stammen aus dem Atelier des Juweliers Rager'sdorfer in Wien.

Vielleicht kann man sagen, daß der entwerfende Künstler in Nachahmung der alten Bergkrytallformen hier und da etwas zu weit gegangen ist; denn so groß die Verwandtschaft der beiden Materien, so groß ist auch der Unterschied der beiden Prozesse, des Schleifens und des Blasens. Namentlich sind die Metallmontirungen für die Henkel, Knöpfe, Verbandstücke und Randfassungen — die beim Bergkrytall sich von selbst ergeben, weil derselbe häufig aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt werden muß — beim Glase von zweifelhaftem ästhetischem Werthe; denn hier ist derselbe Zweck durch Blasen und Anschmelzen zu erreichen, und ein Glasgefäß erzielt immer die höchste Wirkung, wenn der etwas mißliche Eindruck des Zusammengefügten vermieden, und die Durchsichtigkeit des Materials nirgends unterbrochen wird. Denn das ist ja gerade der spezifische Vorzug, den das Glas vor den härteren und edleren Stoffen voraus hat, daß es aus einem Guße hergestellt werden kann. Freilich hat die Zierde einer schönen Goldarbeit auch ihre Verführung, und läßt sich bei solchen Dessertgefäßen, die weder zum Trinken noch zur Aufnahme von Flüssigkeiten bestimmt sind, am Ende entschuldigen. Auch können die Randfassungen der Füße und Mündungen das Beneß des Schutzes und der Festigkeit für sich in Anspruch nehmen. Gleichwohl geht das Metall mit dem Glase nie eine so gefällige Verbindung ein, wie mit undurchsichtigen Körpern.

Wie dem auch sei, die Gefäße sind elegant, zierlich und von hübschen Verhältnissen, wie die paar Proben von Gläsern, Flaschen und Schalen, welche wir in Abbildung mittheilen, hinlänglich zeigen. Die eingeschliffenen Ornamentirungen sind leicht, fein, gleich weit von Naturalismus wie von steifer Stilisirung entfernt, und von einer gleichmäßigen Detaildurchbildung an sämtlichen Stücken, wie man sie nicht so leicht wieder finden wird. Vielleicht hätte im Ganzen das Arabeskenartige etwas mehr über Band und Guirlande vorwiegen dürfen. Ebenso sind die metallnen Beigaben vortreflich behandelt. Das buntfarbige, theils opake, theils durchsichtige Email ist bald zur Ausfüllung der eingravirten Verzierungen benutzt, indem es die Umfassungen mit zierlichen Arabesken in Blau, Grün und Roth belebt; bald als Incrustation der freistehenden und ciselirten Theile, wie z. B. an den beiden Henkelstücken der ovalen Schale, deren Panzer hellblau incrustirt sind.



Kaiserliches Trink- und Dessert-Service von J. u. L. Lobmeyer in Wien.

Um das siebentzehnte und einundzwanzigste Jahr.

Erzählung von Marie Sophie Schwark.

(Im Auftrage der Verfasserin für den Bazar übersezt von Emil F. Jonas.)

(Fortsetzung und Schluß.)

„Nun, Mutter und Ihr Mädchen, nehmet Eure Gläser zur Hand und stoßt mit dem Herrn Ingenieur an, der heute hier ist, um — — —“

Onkel bekam einen Hustenanfall und mußte abbrechen. Sollte auch ich anstoßen? — — Onkel sei ganz bestimmt nicht recht bei Sinnen.

Der Husten legte sich, und Onkel ergriff wieder das Wort: „Um in seinem und seiner Kollegen Namen uns zu dem Balle einzuladen, den sie in dem neuen Stationshause der Eisenbahn arrangiren werden. Es verspricht ein schönes Fest zu werden, und da die Anregung zu demselben von Herrn Blume ausgegangen ist, so statten wir namentlich ihm unsern Dank ab. Nun, Mädchen, stoßt mit Herrn Blume an! Du, Viola, hast doch Nichts dagegen, dem Balle beizuwohnen, sollte ich meinen, Du hast ja schon gestern Herrn Blume zu erscheinen versprochen, wenn ich Nichts dagegen hätte.“

Ich war wie aus den Wolken gefallen und hätte beinahe das Glas aus der Hand verloren. Es überkam mich eine fast unwiderstehliche Lust, das gegebene Ja in ein Nein zu verwandeln; allein ich wagte es nicht aus Furcht vor der spöttischen Regina.

Es galt somit nur einen Ball, nicht eine Werbung! Blume war aber jetzt in meinen Augen nicht nur ein geschmackloser Mensch, sondern auch ein Betrüger, der mich in der abscheulichsten Weise um die Hoffnung gebracht, die ich auf Vertheilung eines Korbes gesetzt hatte.

Mit ihm anstoßen, war mehr, als ich vermochte. Ich verneigte mich in respectvoller Entfernung von ihm, trank aber in meinem Neger mit solcher Heftigkeit aus dem Glase, daß mir der Wein in die Luftröhre kam. Ich mußte aus dem Zimmer eilen und als ich mich auf dem meinigem befand, machte ich meiner Wuth über die vereitelten Hoffnungen erst recht Luft.

Es schien aber bestimmt, daß ich an dem Tage auch keine Ruhe haben sollte. Am vorhergegangenen Tage war ich aus meinen Glückseligkeitsströmungen aufgeführt worden, an diesem ließ man mir nicht einmal Ruhe, über mein Unglück nachzudenken. Regina trat zu mir ein.

„Wie hängt das zusammen, Viola, hast Du Dich mit Deinem ‚Abonis‘ überworfen, da Du nicht mit ihm anstoßen wolltest, sondern davon ließt? Das ist Unrecht, namentlich jetzt wo er einen Ball gibt, und zwar weil er ganz närrisch in Dich verliebt ist; der Mensch ist bedeutender geworden, seitdem der Ball aufs Tapet kam — es wächst der Mensch mit seinen Zwecken — und ich habe angefangen mich damit auszuföhnen, daß seine großen Zehen sich küssen. Deine Leidenschaft für ihn finde ich, bei näherer Betrachtung, natürlich, und werde Dich deshalb nicht mehr auslachen.“

„Meine Leidenschaft!“ rief ich heftig, „was meinst Du damit?“

„Deine sublimen Liebe, liebes Kind, zu Albert Blume.“ „Meine Liebe zu Blume!“ rief ich verächtlich. „Liebe Regina, Du sehest immer allerlei dumme Geschichten zusammen. Ich meinerseits kenne keine langweiligere Figur, als Blume.“ „Ach so! heute singst Du in der Tonart, gestern warst Du bis über die Ohren verliebt. Mädel, Mädel, wie Du leichtsinnig bist!“ declamirte Regina.

Ich lief aber davon, damit ich die Geduld nicht ganz und gar verlieren möchte.

Der Balltag kam heran.

Man mag verliebt sein oder nicht, ein Ball ist einem tanzlustigen, siebzehnjährigen Mädchen eine große Freude.

Und ich konnte es in der That auch nicht lassen, recht herzlich erfreut zu sein, als ich mich zu dem Fest der Herren Ingenieure begab.

Die besten Tänzer des Ortes würden dort erscheinen, und wenn ich auch jetzt für Niemanden glühte, so konnte wohl im im Verlauf des Abends eine Flamme kommen. Und überhaupt war' es schon des Tänzers allein wegen angenehm zu tanzen.

Blume war einer der Festordner. Er führte uns in den mit Laubwerk und Blumen geschmückten Ballsaal, welcher künftig Wartesaal werden sollte. Merkwürdigerweise hat er sich von Regina den ersten Walzer aus, während er mich zu der ersten Française engagirte. Ich war dermaßen daran gewöhnt, daß er mich stets zu dem ersten Walzer engagirte, daß ich mich beleidigt fühlte, namentlich weil ich die Absicht gehabt hatte, ihm denselben zu verweigern. Ich hätte Gott weiß was gegeben, um zu dem ersten Walzer engagirt zu werden und Nein sagen zu können.

Es ist eine Eigenthümlichkeit bei allen jungen Mädchen, daß sie, wenn sie auch eines Bewunderers überdrüssig sind, doch wollen, daß er für sie seufzen soll, und sie verzeihen ihm nicht, wenn er nicht fortfährt, lauter Aufmerksamkeit für sie zu sein. — Ja, ja, so ist es, ihr lieben Mädchen, es ist gerade nicht schön, aber wahr bleibt es, trotz alledem.

Blume hatte noch nie den ersten Walzer mit Regina getanzt, wie konnte er nun gerade so dreist sein, nachdem er bei mir in Ungnade gerathen und Alles hätte thun müssen, um mich zu befristigen! — Dies letztere allerdings nur vergeblich, aber es wäre doch seine Schuldigkeit gewesen, es zu versuchen.

Nachdem wir unsere Sitze eingenommen hatten, beehrte sich Blume, seine Pflicht als Wirth gegen die anderen Gäste zu erfüllen. Unterdessen strömten die Tanzengagements auf mich ein.

Der lustige Lieutenant F. hielt bei mir um die Française an, die ich Blume versprochen hatte, und meines gegebenen Versprechens ungeachtet sagte ich sie dem Lieutenant zu. Blume trat jeden Augenblick, den er erübrigen konnte, auf uns zu, sprach einige Worte und blickte mich mit einem Ausdruck an, der meine Nerven reizte. Allerdings mußte er fortfahren in mich verliebt zu sein, aber er durfte mir keine zärtlichen Blicke zuwerfen. Ich beantwortete dieselben mit einem Blick, der ihm hätte sagen müssen, daß er mir gar Nichts war.

Der Tanz begann.

Der erste Walzer war zu Ende, auch die Polka war aus, nun kam die Française an die Reihe.

Lieutenant F. stand neben mir, Blume kam mit seinen einwärtsgekehrten Schritten auf mich zu. Ich reichte dem Lieutenant meine Hand, damit er mich zum Tanze führe.

„Sie versprochen mir diesen Tanz,“ sagte Blume. „Dessen entsinne ich mich nicht,“ antwortete ich und zwar mit der ganzen Naseweisheit eines siebzehnjährigen Mädchens.

Blume verstummte; er sah mich nur an. Seine schönen, seelenvollen Augen hatten dabei einen Ausdruck, der mich mit mir selbst mißvergnügt machte. In diesem Augenblicke hätte ich gern den Lieutenant verlassen und mit Blume getanzt.

Nach der Française traten wir auf den mit Laub geschmückten Perron hinaus. Blume schloß sich an mich an. Ich stand im Augenblick allein.

„Mein Fräulein,“ sagte er, „wollen Sie mir eine Frage aufrichtig beantworten?“

„Das kommt darauf an, was sie betrifft,“ antwortete ich, ohne ihn anzublicken. Ich schämte mich über mein Betragen, ihm gegenüber mein Wort gebrochen zu haben.

„Es betrifft eine Kleinigkeit, aber eine solche, die für mich Bedeutung hat,“ sagte er.

„Bitte, fragen Sie, dann werde ich ja entscheiden können, ob ich aufrichtig antworten will.“

„Mag es so sein, — hatten Sie vergessen, daß ich Sie um die Française gebeten und Sie mir dieselbe zugesagt hatten, oder war Ihre Handlungsweise absichtlich?“

Ich fühlte, daß sein Blick auf mich haftete, ich erröthete und schwieg, ich konnte nicht lügen.

„Sie schweigen! Es war somit absichtlich. Sie haben mir einen unverdienten Schmerz verursacht, Fräulein, mir, der Sie so aufrichtig und warm liebte; allein Sie haben mir auch einen großen Dienst erwiesen, indem Sie mir gezeigt haben, daß Sie das gute und liebenswürdige Mädchen nicht sind, für welches ich Sie hielt.“

„Herr Ingenieur!“ rief ich und blickte empor. — Er war verschwunden. Von diesem Augenblick an kam er an dem ganzen Ballabend nicht in meine Nähe.

Der Mensch mußte bestimmt nur da sein, um mich zu ärgern und zu kränken.

An meinem siebzehnten Geburtstag zerstörte er meine Illusionen, meine lächelnden Liebesträume, und nun hatte er es dahin gebracht, daß ich mich meiner selbst schämte. Ich bereute in dem Grade mein Betragen, daß ich sehr versucht war, ihn um Verzeihung zu bitten. Allein mein Stolz hielt mich davon zurück.

Sonderbar genug, schien es mir nach seiner Zurechtweisung, als ob seine Haden sich mehr einwärts, seine Zehen mehr auswärts zögen, als ob er nicht mehr so komisch beim Tanzen aussähe, und bei der Abendmahlzeit aß er fast gar Nichts. Ob er Punsch trank, weiß ich nicht, aber erhitzt sah er gar nicht aus.

Ich muß gestehen, daß ich ihn nach der Française ganz anders fand, als bei meiner Ankunft auf dem Balle.

Er beschäftigte sich mit Allen, nur nicht mit mir. Er tanzte und plauderte mit den andern Mädchen, nur nicht mit mir; für mich hatte er nicht einen, wenn auch nur flüchtigen Blick und nicht ein Wort.

Der Ball schien mir entsetzlich langweilig. Ich konnte Blume gar nicht aus den Gedanken bekommen.

Als ich endlich in Onkels Wagen saß und heimwärts rollte, war ich sehr zum Weinen geneigt, eine Reizung, die endlich obfiel, als Onkel und Tante zankten, weil ich Blume bei der Française hatte stehen lassen. Tante hatte gehört, daß er mich für die Française engagirt und hatte gesehen, daß ich desseneungeachtet mit Lieutenant F. getanzt hatte.

Tante schämte sich wegen meines Betragens und meinte, dies müsse ja ihr zur Last fallen, weil sie mich doch erzogen habe. Onkel behauptete, ich müsse als Strafe Blume um Verzeihung bitten, und Regina stimmte dem scherzend bei, indem sie noch hinzufügte, daß die Abbitte öffentlich geschehen müsse.

Ich war sehr unglücklich. Als ich und Regina allein in unserem Zimmer waren, weinte ich lange, ich war sehr unglücklich.

„Aber was in aller Welt fehlt Dir, Viola?“ rief endlich Regina. „Deine Thränen fließen ja wie eine Wasserleitung. Bist Du krank, oder was fehlt Dir? Weshalb betrügst Du Dich so gegen Blume, daß Papa und Mama darüber zanken mußten? Bedenke doch, was der Arme sich für Mühe gegeben hat, und Alles Deinetwegen. Du bist undankbar gewesen, und wenn Du deshalb weinst, so hast Du meine Hochachtung.“

„Du bist daran Schuld!“ schluchzte ich, „Du hast mich aufmerksam auf seine unseine Manieren gemacht. Jetzt kann ich ihn nicht leiden.“

„Nun, das nenne ich aber einfältig, Viola!“ erklärte Regina. „Wenn Deine Neigung für Blume nicht stärker war, als daß dergleichen Kleinigkeiten ihr Abbruch thun konnten, so war sie auch nicht weit her. Jedenfalls geben Dir seine kleinen Fehler das Recht nicht, unhöflich zu sein. — Nun, beschläfe die Sache und bitte morgen Deinen Abonis um Verzeihung, es kann noch Alles gut werden.“

Die Sache beschlafen!

Ja, das konnte Regina, ich gewiß nicht. Mich verfolgten die ganze Nacht Blume's Augen. Mir war, als wären sie fortwährend auf mich mit dem ernststen und vorwurfsvollen Ausdruck gerichtet, den sie gehabt, als er mich fragte, ob ich wirklich mein Versprechen vergessen oder mit Absicht gehandelt hätte.

Ich war ein unbedachtames Kind gewesen, das den Einflüsterungen des Augenblicks folgte; aber ich hatte früher nichts mir vorzuwerfen gehabt. Jetzt schien es mir, als sei ich alt, voll von Sünden und Reue geworden.

Es war eine lange Nacht, aber auch auf diese folgte ein Morgen, und ich sah dann die Sache in einem viel milderen Lichte. Allerdings hatte ich mich schlecht betragen und durfte nie wieder dergleichen thun, aber der Fehler schien mir nun nicht mehr unverzeihlich.

Zwei Tage später saßen Regina und ich auf der Veranda, als ein Wagen vorfuhr.

Blume saß in demselben.

Mir stieg das Blut zu Kopfe, und ich wollte jogleich

davon eilen. Niemand wird es mir verdenken, daß ich es unangenehm fand, mit jemandem zusammen zu treffen, der mir geradezu gesagt hatte, daß er sein gutes früheres Urtheil über mich verloren habe. Schlimmer noch war es zu wissen, daß ich eine solche Erklärung verdient hatte.

„Was fällt Dir ein?“ rief Regina. „Willst Du davon laufen und Dich wieder unhöflich betragen? Bleibe Du ruhig sitzen. Blume heißt nicht. Wenn er auch aufgehört hat, Dein Ideal zu sein, und Du nicht mehr das feine bist, so könnt ihr doch wohl wie gebildete Menschen miteinander sprechen.“ Was blieb mir zu thun übrig? Ich mußte bleiben. Ja, Regina war mein böses Geschick.

Blume begrüßte mich höflich, aber kalt. Er gab Regina die Hand und dankte ihr für die Freude, die sie ihm und den anderen Herren durch ihre Anwesenheit auf dem kleinen Balle gespendet hatte. Er fragte nach Onkel und Tante, sagte, daß er gekommen sei, um Abschied zu nehmen, indem er einige Meilen weiter bei dem Nivellement commandirt sei, und daß er schon an dem folgenden Tage abreißen würde.

Er sprach ganz ungezwungen mit Regina von seiner Ueberfiedelung und sah nicht im geringsten betrübt aus. An mich richtete er kein Wort; es hatte fast den Anschein, als ob er meine Anwesenheit nicht bemerkte.

Mir war sehr übel zu Muth, und ich war so gereizt gegen Blume und Regina, daß ich mich kaum zu beherrschen vermochte.

Als Regina sich erhob, um Onkel und Tante zu benachrichtigen, daß Blume da sei, um Abschied zu nehmen, kam ich ihr zuvor. Ich hatte die Absicht nicht zurückzukehren. Er sollte wenigstens mein Lebewohl nicht bekommen.

Mein bestes Ich hielt mich jedoch davon zurück, diese Absicht auszuführen, und ich trat wieder auf die Veranda hinaus, als Onkel und Tante dort saßen.

Nachdem die Herren geplaudert und einige Gläser Wein getrunken hatten, erhob sich Blume und nahm Abschied.

Er sagte meinen Auserwählten seinen Dank für ihre Gastfreundschaft, dankte Regina besonders für die frohen Stunden, die er in ihrer Gesellschaft verlebt hatte; mir dankte er gar nicht, reichte mir nicht einmal die Hand, sondern verbeugte sich in ziemlichlicher Entfernung von mir und wünschte Allen einen fröhlichen Sommer.

Oh, ich dachte, ich müßte vor beleidigter Eitelkeit ersticken. Ich sah ihn abfahren und meinte nun meinerseits, daß er sich unhöflich betragen habe, und daß ich nicht nöthig hätte, mir Vorwürfe zu machen. Nein, er hatte nun Alles und mit Zinsen zurückbezahlt.

Wir Mädchen glauben das Recht zu haben, uns so schlecht wie möglich gegen die Männer zu betragen, die uns die Cour machen; fällt es ihnen aber ein, nicht mit der größten Ergebenheit unsere Lann zu ertragen, dann betrachten wir sie als unzuverlässig und flatterhaft und haben keinen Gedanken dafür, warum sie ihr Betragen ändern.

Blume war in meinen Augen der flüchtigste Mensch, den es gab auf der ganzen großen Welt Gottes. Ich sahte auch den Entschluß, nie mehr an ihn zu denken, was um so leichter sein würde, als er nach Verlauf einiger Monate ganz von unserer Gegend abreiste.

Er war nach einer anderen Provinz versetzt worden und verließ die unsere, ohne uns noch einen Besuch zu machen. Ihm schien es wohl, als genügte sein früher abgestatteter Dank für die ihm erwiesene Gastfreundschaft.

Dies reizte mich aufs neue, und je gereizter ich war, desto mehr nahm er meinen Gedanken ein. Bald war er ungetrennlich von denselben. Ich konnte ganze Stunden sitzen und darüber nachsinnen, wie schlecht er tanzte, wie gefräßig er war, welche niederträchtige Füsse er hatte, aber dessenungeachtet vermochte ich doch nicht, ihn verabschwendend zu finden, sondern es schien mir sogar, als sei er hübsch, als habe er gute ehrliche Augen und ein so herzliches Lächeln, daß ich mich gern mit den genannten Fehlern ausföhnte hätte, wenn er nur zurückgekehrt wäre, wodurch ich mir wieder Gelegenheit gehabt hätte, öfter mit ihm zusammen zu treffen. Es gab jetzt Niemand, der mir die tausende von Artigkeiten erwies, die er an mich verschwendet hatte, und die ich nun schmerzlich vermisse!

Leider steigerte sich mein Kummer noch dadurch, daß ich wohl einseh, daß Eitelkeit der Beweggrund zu meiner Handlungsweise gewesen sei, und daß dieselbe auch fortwährend mich noch beherrschte.

Zu diesem Resultat war ich durch eine strenge Untersuchung meines Innern gelangt. Es war ein bitteres Resultat, das mich nicht geziehen, und es war für mein besseres Gefühl so traurig, daß Blume in meiner Achtung stieg und endlich eine Person wurde, an welche ich mit Zärtlichkeit dachte.

Drei Jahre später.

Audere Ingenieure kamen in die Gegend und wurden Gegenstand der Aufmerksamkeit der jungen Mädchen. Ich glaube sogar, ich selbst bekam nach Verlauf einiger Zeit einen neuen Bewunderer, den ich ganz angenehm fand; aber ich war durch Schaden klug geworden, und bevor ich ihn irgend Anderen vorzog, sah ich genau nach, wie er seine Füsse setzte, wie er aß und wie er tanzte.

Diese Vorsichtigkeit zeigte am besten, daß mein Interesse ganz von der geschmeichelten Eitelkeit ausging und Nichts gemein hatte mit dem poetischen Schimmer, der mein erstes Auflockern für Blume kennzeichnete.

Noch ein anderes Symptom war vorhanden, welches das Gefallen, das ich sonst daran gefunden hatte, der Gegenstand einer Huldigung zu sein, bedeutend verringerte, und zwar das: so liebenswürdig, artig und ritterlich auch der junge Ingenieur Sanden war, so fand ich doch bei ihm keine Spur dieses innigen Wunsches, mir bei allen möglichen Fällen seine Ergebenheit zu zeigen, die bei Blume vorhanden gewesen war. Mein neuer Bewunderer war ein fröhlicher und eleganter junger Mann, aber seine ganze Art und Weise sagte mir, daß seine Neigung ein Kind des Augenblicks sei.

Er war sehr hübsch, ich tanzte mit ihm, aber ich schwärmte nicht für ihn, wie ich es für Blume gethan hatte. Ich dachte noch stets mit Sehnsucht an jene Zeit.

Regina scherzte und witzelte nicht mehr über die Gegenstände meines Interesses, — ich sage Gegenstände, weil ich oft wechselte, — sondern sie ließ mich ungestört.

Sie selbst hatte sich verliebt in den Gutsverwalter Braun,

einen Mann, der seine Galoschen als Segelböte hätte benutzen können, der für Sieben aß, und dessen Körper die ein Haus war. Die Liebe ist blind, und Regina sah nicht, daß ihr Geliebter eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Stier des Dufels hatte.

Oft kam mir die Lust, ihr die Augen zu öffnen und ihr zu zeigen, welch ungeheuren Kolosß sie sich erwählt hatte; aber dann gedachte ich, wie sie durch ihre Wizeleien über Blume meine Freude vernichtet hatte. Meine eigene Erfahrung machte mich zu einem bessern Menschen, wenigstens in diesem Falle.

Mein zwanzigster Geburtstag näherte sich. Regina war schon zwei Jahre lang mit ihrem Verwalter verheiratet. Sie hatte ihren Haushalt und hatte auch ein Söhnchen.

Ob ich verliebt sei oder nicht, kümmerte sie wenig. Sie war glücklich und zufrieden. Was kümmerte sie die übrige Welt! Oft wenn ich sie besuchte und das innige Verhältniß gewahrte, welches zwischen den beiden Ehegatten obwaltete, blickte ich Braun's große Füße an und dachte:

„Regina ist glücklich, obgleich ihr Mann wie auf Schneeschuhen einhergeht; weshalb hätte ich mit Blume nicht glücklich werden können, obgleich seine Spazierinstrumente eine auffallende Aehnlichkeit mit Hummerschereen hatten?! Braun hat Appetit wie ein Bielfraß und lacht, daß die Wände zitterten, aber das störte das Glück Regina's nicht. Sie liebte ihn trotz dieser Fehler. Hätte ich denn nicht meinen Ingenieur lieben können, wenn er auch einige kleine Fehler hatte!“

Ja, jetzt waren die Fehler klein geworden. Ja, seit Blume's Abreise hatte ich sie mit jedem Tage stets kleiner werden sehen, so daß sie endlich fast verschwunden waren.

Auch ich hatte ein Eheanerbieten gehabt, aber derjenige, der das Anerbieten machte, war schieläugig und Apotheker.

Was in aller Welt sollte ich mit einem Apotheker, ich, die ich mich der vortheilhaftesten Gesundheit erfreute? Was sollte ich mit einem schieläugigen Chemanne anfangen, von dem ich nicht wissen konnte, ob er mich oder eine Andere ansehe? Nein, ich bedankte mich, das war mehr, als ein Engel hätte aushalten können, und ich, die ich gar nichts Unglückliches in meiner Natur hatte, gab ihm denn auch einen Korb.

Mein zwanzigjähriger Geburtstag sollte auf dem Gute gefeiert werden, wo Braun Verwalter war. Dort war es stets fröhlich, viel Jugend stellte sich ein, und die besten Tänzer der Gegend fand man stets dort.

Der Kolosß Braun war ein fröhlicher, gastfreundlicher und vortheilhaftiger Wirth, trotz seiner Aehnlichkeit mit Dufels behörntem Stier Columbus. Die Aehnlichkeit beschränkte sich jedoch auf das Aeußere, denn Braun war ebenso menschenfreundlich und gutherzig, als Columbus grausam und menschenfeindlich.

Raum hatten Regina und ich uns an diesem Tage begeben, als sie sagte: „Meine liebe Viola, ich wünsche Dir Glück, daß Du jetzt zwanzig Jahre alt geworden bist; mag der Verstand Dir mit den Jahren kommen! Als Belohnung für den Verstand, den Du zeigen wirst, sollst Du eine fröhliche Ueberraschung haben.“

Sie küßte mich, Columbus Braun aber meinte lachend, ich sei zwar jetzt alt, dies wäre nicht zu leugnen, aber was den Verstand beträfe, so beschränkte er, derselbe würde noch viele Jahre auf sich warten lassen, eine Behauptung, die mich jedoch weit weniger schmerzte, als die Hinweisung auf meine zwanzig Jahre. — Zwanzig Jahre — huhu, wie schrecklich!

Ich wollte nun wissen, welche Ueberraschung meiner harrete; aber Regina meinte, es würde ja dann keine Ueberraschung sein; ich sollte mich bis zum Nachmittag hübsch gedulden.

Am Mittagstisch sprach man von einem kürzlich bei unserer Eisenbahnstation festangestellten Ingenieur, aber da kein Name genannt, und überhaupt nur die Tugendliste des neuen Beamten durchgegangen wurde, so interessirte mich die Sache nicht.

Gegen sechs Uhr langte die eingeladene Jugend und auch andere Gäste an, aber irgend Etwas, was mich hätte überraschen können, geschah nicht.

Ich tanzte den ersten Walzer mit Lieutenant U. Er war der beste Tänzer des Orts, aber trotzdem empfand ich nicht einen Schatten des Behagens, das mich erfüllte, wenn ich früher taktlos mit Blume im Saale umhergeschwängte. Wie glücklich fühlte ich mich damals, und jetzt? Kein Schimmer von vorübergehender Freude, nur ein angenehmes Gefühl, daß der Tanz ausgezeichnet gut von Statten ging.

Wir hatten pausirt und standen gerade im Begriff wieder zu walzen. Ich blickte zufällig empor und wurde Jemand gewahr, der an der andern Seite des Saales stand und mich betrachtete. Sein Anblick machte einen so lebhaften Eindruck auf mich, daß ich unwillkürlich einen leisen Schrei ausstieß.

„Was war das?“ fragte mein Cavalier.

Sollte ich ihm sagen, daß ich den Gegenstand meiner ersten süchtigen Liebe wieder gesehen hatte? Dies konnte ich nicht. Wenn auch auf dem Lande erzogen, war ich doch zu sehr Weib, um einen Unbekannten in die Welt meines Herzens einzuweisen. Ich antwortete deshalb mit der Unwahrheit, daß Jemand mich auf den Fuß getreten hätte.

Natürlich wurde der Lieutenant beunruhigt, fragte ob es noch schmerze, ob es nicht besser sei, daß wir noch eine Weile pausiren sollten u. s. w. u. s. w., aber da ich auf diese mit sehr gut gespielter Unruhe gestellten Fragen eine verneinende Antwort gab, wurde er wieder sehr darauf erpicht, den Walzer fortzusetzen.

Ich dachte nicht mehr an denselben, sondern an Blume, der dort stand und uns betrachtete. Ich wußte es, daß seine Blicke uns begleiteten, ungeachtet ich jedesmal, wenn wir an ihm vorüberzogen, die Augenlider senkte.

Mein Herz schlug heftig, mir schien es, als ob der Walzer niemals endigen wollte.

Ich war voll Sehnsucht zu erfahren, wie Blume sich gegen mich betragen würde.

Endlich führte mein Cavalier mich in das Cabinet, aber Blume trat mit einigen anderen Herren auf die Veranda hinaus.

„Nun, wie gefällt Dir die Ueberraschung?“ fragte Regina, die mir entgegen trat. „Du hast ihn doch gesehen?“

Ich nickte mit dem Kopfe, aber ich war nahe daran in Thränen auszubrechen, als wieder zum Tanze aufgespielt

wurde, ohne daß Blume in das Cabinet trat und mich begrüßte.

Hatte ich mich denn so sehr gegen ihn vergangen, daß er noch nach Verlauf von drei Jahren meinen Fehler nicht vergessen hatte? So sah es aus.

Es sollte eine Française getanzt werden. Ingenieur G. trat heran, um mich in den Saal zu führen, aber zu gleicher Zeit kam auch Blume in das Cabinet. Er zog Handschuhe an, schaute sich im Zimmer um, näherte sich und sagte, indem er sich vorbeugte und einiges von dem Vergnügen sprach, mich wieder zu sehen.

„Frau Braun ist so gut gewesen und hat mir diese Française versprochen, wir werden vis-à-vis von Ihnen sein, mein Fräulein.“

Blume ging, um Regina aufzusuchen.

Seine ganze Art und Weise war eine andere geworden. Das Gefühlvolle und Schüchterne, welches ihn früher auszeichnete, war verschwunden. Er trat jetzt mit all der Sicherheit auf, welche ein junger Mann sich erwirbt, wenn er an dem gesellschaftlichen Leben Theil nimmt.

Da standen wir nun vis-à-vis, ganz wie vor drei Jahren, an demselben Tage, an welchem Regina mir zulüftete, daß er die Zehen einwärts setze. Der Tanz und die Française stand mir so lebhaft vor Augen, daß ich meinte, ich sei wieder auf den Abend meines siebenjährigen Geburtstags zurückgeführt. Ich durchlebte alle die Qualen, die ich damals erfahren hatte. Wir figurirten, und meine Blicke hafteten an seinen Füßen. Er setzte die Fäden einwärts!

Ich hatte eine Gefühl, als wenn ich auf Regina losstürzen und sie erwürgen müßte. Sie hatte Dummheiten gesprochen, nur um mich zu quälen, und hatte durch ihre Reden meine Augen verblendet. Blume führte seine Füße ausgezeichnet gut und hatte außerdem kleine hübsche Füße.

Somit hatte ich eines eingebildeten Fehlers wegen meine Reingung verdunsten lassen und auch die seinige zu mir zerstört.

So ist es, wenn man das Geschwäh seiner Freundinnen auf seine Gefühle einwirken läßt und sich nicht über das klar macht, was man selbst sieht und fühlt.

Blume scherzte mit Regina und sah sehr gut aus. Er war ein ganz anderer, als ihr Kolosß, aber Regina hätte doch in ihrer großen Einfalt nicht tauschen mögen.

Die Française war zu Ende. Ich trat auf die Veranda, um mich abzukühlen. Regina trat gleichfalls dort hinaus.

„Es ist erstaunlich, wie dieser Blume sich verändert hat,“ sagte sie. „Er ist ja ein wirklich lebenswürdiger Mensch geworden, und dabei geht er auch nicht mehr...“

„Regina, das hat er niemals gethan!“ unterbrach ich sie heftig, „aber es machte Dir Spaß, ihn lächerlich zu machen, und deshalb behauptetest Du, er habe alle möglichen Fehler.“ „Aber, liebe Viola, jetzt steht Dein Verstand wieder still, Du wirst doch nicht bestreiten, was Du mit Deinen eigenen Augen gesehen und...“

„Thue mir den Gefallen und sprich kein Wort mehr hiervon, Du reizest mich nur, wenn Du damit fortfährst,“ rief ich.

„Darf man fragen, was die Damen so eifrig besprechen?“ sagte eine Stimme hinter uns. Es war Blume's Stimme.

Wir schoß das Blut in die Wangen, und ich bekam ein solches Herzklopfen, daß ich kein Wort über die Lippen zu bringen vermochte.

„Wir sprachen von Ihnen, Herr Ingenieur,“ antwortete Regina.

„Und deshalb ereiferte Fräulein Viola sich so sehr? Das wundert mich zwar nicht, wenn auch ein so unbedeutender Gegenstand Niemand sollte zu reizen vermögen.“

Dabei lächelte Blume auf eigenthümliche Weise.

„Ein junger Mann ist wohl kein unbedeutender Gegenstand für ein Mädchen,“ fiel Regina lachend ein; „sondern eher das Gegentheil. Viola zürnte mir und behauptete, daß ich Sie, Herr Ingenieur, verleumdete hätte, daß ich Schuld daran sei, daß sie von Ihnen anders gedacht, als sie es ursprünglich gethan u. s. w.“ Und mit diesen Worten verließ uns die abentheuerliche Regina plötzlich.

Blume nahm ganz ungenirt neben mir Platz.

Da saßen wir nun ganz allein, ganz wie an meinem Geburtstage vor drei Jahren, an welchem wir kein Gespräch zu Stande zu bringen vermochten, sondern nur einzelne Worte, Blicke und Seufzer hatten. Ich war jetzt gerade so verlegen wie damals. Wenn es mein Leben gelolten hätte, ich hätte ihn anzublicken nicht gewagt. Ich wagte nicht das Schweigen zu brechen.

„Also Frau Braun hat mich verleumdet!“ sagte er. „Es würde mich sehr interessiren zu wissen, was sie gesagt hat. Möchten Sie es mir wohl sagen, mein Fräulein?“

Aber war das derselbe Blume, welcher so sprach, er, der früher verlegen stammelte bei jedem Wort. Mein Gott, wie die Jahre den Menschen verändern!

Sein scherzhafter und leichter Ton flößte mir den Muth ein, ihm zu antworten.

„Wenn Sie Ihren Wunsch an Regina selbst richten, Herr Ingenieur, wird sie es Ihnen gewiß sagen, ich kann es nicht.“ „Und weshalb nicht? Wir können ja von der Vergangenheit sprechen, als ob sie uns nicht anginge. Sind wir Beide doch gewiß sehr verändert worden!“

„Ja, Sie haben sich sehr verändert,“ sagte ich und seufzte ganz unwillkürlich dabei.

„Sie seufzen, mein Fräulein, und das sagt mir schon, daß Ihnen die Veränderung nicht gefällt. Hatte ich doch das Gegentheil gehofft, finde aber zu meinem Bedauern, daß ich mich getäuscht habe.“

Meine Verlegenheit war so groß, daß sie mich fast krank machte. Was sollte ich antworten? Ich sah wohl ein, daß er viel in seiner Art und Weise gewonnen hatte; aber wenn ich daran dachte, wie verlegen er früher war, so schien es mir, daß gerade jene Verlegenheit eine lebenswürdige Eigenschaft gewesen, die er eingebüßt hatte. Etwas mußte ich doch antworten.

„Ich habe nicht gesagt, daß Sie sich getäuscht haben.“

„Haben Sie bereits Jemandem den dritten Walzer zugesagt?“ fragte er plötzlich.

Er walzte schlecht, aber dessenungeachtet versprach ich ihm den dritten Walzer.

„Sie erzeigen mir eine große Güte,“ sagte Blume. „Sie haben gewiß nicht vergessen, daß ich ein schlechter Tänzer bin.“

Damit ging er, die Frau vom Hause aufzusuchen. Ich

sah ihn im lebhaften Gespräch mit Regina und sah, wie er herzlich lachte.

Auch an diesem Abend trank er Punsch, aber ohne sich zu erhitzen. Er tanzte nicht, bis der dritte Walzer aufgespielt wurde. Als er dann vor mir stand, sagte er:

„Sie haben doch nicht Ihr Versprechen vergessen?“

„Ich vergesse jetzt nicht mehr, was ich versprochen habe,“ antwortete ich, aber fühlte mich beleidigt.

„Nur wenn man jung ist, erlaubt man sich dergleichen,“ fügte ich indeß hinzu.

„Sie meinen also, Sie seien jetzt alt geworden. Erlauben Sie, daß ich dies ziemlich früh finde, von Ihrer verflorenen Jugend zu sprechen.“

„Ich bin nicht mehr siebenzehn Jahre alt und nicht mehr so unvernünftig wie damals.“

„Vielleicht auch nicht so launenhaft,“ und Blume betrachtete mich mit einem eigenthümlichen scherzhaften Ausdruck, legte seinen Arm um meine Hüfte und sagte:

„Jetzt, Fräulein Viola, beginnt Ihre Tortur.“

Wir walzten.

Und, lieber Leser, ich versichere Dich, daß er wie ein Gott walzte. Oh, wie prächtig, wie entzückend!

Aber der Walzer ging auch zu Ende, und Blume setzte sich neben mich und sagte halb flüsternd:

„Herzlichen Dank, Fräulein Viola, daß Sie wieder die Alte sind!“

Ich blickte ihn an. Seine Augen hatten wieder ihren früheren innigen Ausdruck. Ein Gefühl von Glück durchzitterte mich. Ich konnte nicht anders; ich beantwortete seinen Blick mit einem Lächeln.

„Sie sind mir also nicht mehr böse,“ sagte ich dreist, „Sie sehen mich nicht länger für eine...“ hier stotterte ich: es wurde mir zu schwer zu sagen, wofür er mich an jenem Abend auf dem Balle gehalten hatte.

„Für das Gegentheil von dem Ideal, welches ich mir einst gebildet hatte? Nein, Fräulein Viola, ich weiß jetzt, daß Sie ganz dasselbe herzensgute Kind sind wie damals, wo ich Sie zum ersten Mal sah, und das macht mich glücklich.“

Alles, Haus und Hof, Garten, Bäume und Himmel tanzten im Kreise um mich herum. Seine Worte schufen mir eine größere Freude, als alle Complimente, mit welchen die jungen Herren mich sonst überschütteten. Meine Befriedigung war so groß, daß ich ganz aufrichtig meinen Dank hervorstotterte, aber darauf wurde ich auch so erschreckt, daß ich davonlief.

Bei der Abendmahlzeit aß Blume weder mehr oder weniger, als die Anderen. Er plauderte mit mir und erzählte mir, daß er als Bahnspectator an der Station Forß angestellt sei, ganz in der Nähe von Dufels Besitzthum.

Dies erfreute mich sehr.

Den Walzer nach Tische tanzte Blume wieder mit mir, und ich verließ später am Abend das Gut Forßa und Regina und ihren Kolosß wenigstens ebenso glücklich wie damals, wo ich das häßliche große Bouquet erhalten hatte.

Blume kam oft in Dufels Haus. Er war der lebenswürdigste und angefeindete Mann, den man sich denken konnte und das war nicht nur meine, sondern Aller Meinung.

War es denn ein Wunder, daß meine frühere Liebe aufstammte und zwar in allem Ernst?

Als der Sommer zu Ende ging, und mein Namenstag sich näherte, war ich so verliebt, wie ein zwanzigjähriges Mädchen nur sein kann.

Hatte ich doch drei lange Jahre mit Reue und in Sehnsucht an ihn gedacht!

Wohl wußte ich, daß Blume mich liebte, aber er sagte es nicht.

Weshalb zögerte er? Jedemal wenn wir uns trafen, hoffte ich, daß er sich erklären würde; aber er schied stets, ohne daß die bedeutungsvollen Worte über seine Lippen gingen.

Dies machte mir viel Unruhe. Vielleicht irrte ich mich, vielleicht liebte er mich nicht, vielleicht... und dieses vielleicht quälte mich unaussprechlich.

Mein Namenstag brach an. Am Morgen stellte Blume sich bei uns ein. Er überbrachte mir ein außerordentlich schönes Bouquet mit den Worten:

„Mag dieses Bouquet den unvortheilhaften Eindruck zwischen, den ein früheres gemacht hat. Dasselbe war, wie ich selbst damals, ungeordnet und ungeschliffen. Ich wußte damals noch nicht, daß man sich so betragen muß, daß der äußere Mensch in nicht zu greller Disharmonie zu dem inneren stehe. Ich habe es theuer büßen müssen, daß ich nicht tanzen gelernt hatte, daß ich meine Füße schlecht führte und meinen Appetit nicht beherrschen konnte; ich verlor dadurch Ihr Wohlwollen. Hätte ich alle diese Fehler nicht gehabt, ich hätte nicht volle drei Jahre verloren, die ich von Ihnen entfernt verlebt habe. Unterdessen haben meine Kameraden mich auf das aufmerksam gemacht, was mich im gesellschaftlichen Leben zu einer komischen Figur machte.“

„Aber mein Gott, wer hat Ihnen gesagt, daß ich mich um dergleichen Vapallien kümmerte?“ sagte ich erschreckt.

„Dieselbe, die Sie darauf aufmerksam machte. Dieselbe, die mir gesagt hat, daß Sie sehr bereuten und betrübt waren, daß Sie auf jenem Balle Ihr Versprechen an mich brachen, dieselbe die mir die Hoffnung eingelöst hat, daß Sie nicht länger ungünstig gestimmt sind gegen mich, der ich Sie von Herzen liebe!“

Jetzt waren die Worte gesprochen, ich schweige von dem, was darauf folgte.

An meinem ein und zwanzigsten Geburtstage war ein großes Fest beim Dufel. Meine Hochzeit mit Blume wurde gefeiert. Den ersten Walzer tanzte ich mit ihm, der nun der Meinige war fürs ganze Leben. Ich war so glücklich, daß ich — nicht einmal sagen will, wie glücklich ich war. Es weiß es auch Jede, die geliebt hat und denjenigen bekommen hat, den es geliebt.

Ich bin nun Frau — wie lange, thut Nichts zur Sache. Das Wichtigste dabei ist, daß ich mit keiner Königin mein Loos vertauschen möchte.

Ich habe einen Mann, dessen Liebe mein Stolz ist, ihn zu lieben ist meine Glückseligkeit.

Das allein hatte ich noch zu sagen, aber dann auch Nichts mehr.

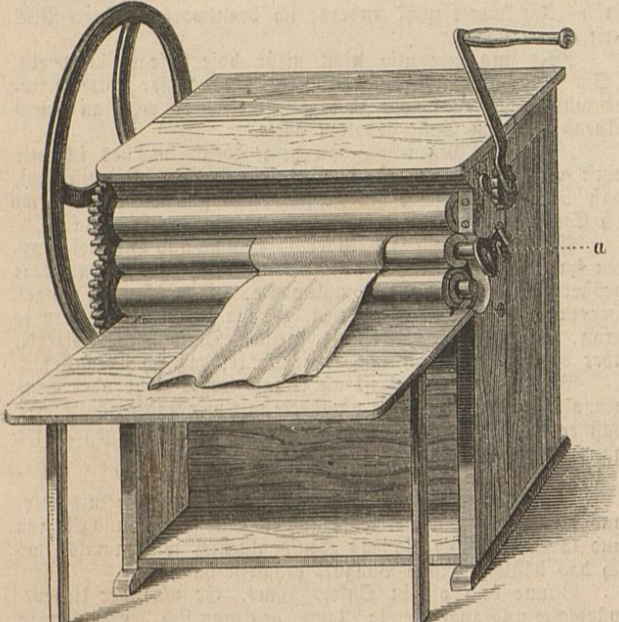
E n d e.

Wirthschaftsplaudereien.

Die Wäschmangeln oder Mangmaschinen zum Glätten und Pressen der Wäsche, haben in neuester Zeit ebenfalls wesentliche Verbesserungen erfahren. An Stelle der ältesten und einfachsten Mangmaschine, bestehend aus dem sogenannten Mangelknäuel und dem Mangelbrette und bestimmt für die „kleine“ Wäsche, ist die Wringmaschine ähnlich construirte Mangmaschine, deren Abbildung wir hier geben, getreten. Sie läßt sich an den Tisch anschrauben und hat hölzerne Walzen. Die Wirkung der kleinen Maschine läßt nichts zu wünschen übrig; die Arbeit geht rasch vor sich und ist nicht anstrengend. Auch die unbehilflichen, schwer zu handhabenden und großen Raum einnehmenden Drehrollen haben in der leichter zu transportirenden neuen deutschen Drehrolle eine überlegene Concurrentin erhalten.

Diese Drehrolle arbeitet mit einem stets gleichmäßigen Druck und erleichtert das Rollen wesentlich, indem sie zugleich die Arbeit um die Hälfte der Zeit verkürzt. Eine sinnreiche Vorrichtung verhindert das Faltenbilden in der Wäsche und macht das Berren und Zerreiben derselben — auch unter den ungeschicktesten Händen — zur Unmöglichkeit. Die Rolle eignet sich ebenso für grobe, wie für feine Wäsche. Trotz ihrer erhöhten Leistungsfähigkeit bedingt sie für ihre Aufstellung nur beschränkte Räumlichkeiten. Die deutsche Drehrolle hat eine Breite von ca. 1 Meter (ca. 38 Zoll rh.), eine Tiefe von ca. 65 Centimeter (ca. 2 Fuß), eine Höhe von ca. 110 Centimeter (ca. 3 1/2 Fuß) und ein Gewicht von ca. 3 Centnern.

Bei ihrer Benutzung beginnt man damit, die unterhalb der Walzen befindliche und die untere Hälfte der Rolle bedeckende Klappe emporzuheben und die Klammern von den daran befindlichen Füßen zurückzuschieben, so daß diese letzteren hinunterfallen und die Klappe aufgestellt, den Tisch bildet. Demnach wird der an der Rückwand der Rolle am Boden befindliche Kasten mit Steinen im Gewicht von 130 bis zu 150 Pfund beschwert; alsdann hebt man die mittlere der 3 Walzen aus dem Gefäß heraus, nachdem man die eiserne Kammer (a), welche dieselbe festhält, zurückgeschlagen hat, bewickelt sie mit der zu rollenden Wäsche und legt sie dann wieder in ihr früheres Lager, indem man sie auch in gleicher Weise wieder durch die Kammer be-



festigt. Man wird die Drehrolle in Betrieb gesetzt, durch Umdrehung der Kurbel, welche sich an der dem Schwingrad gegenüberliegenden Seite befindet und während des Arbeitens der Rolle bewickelt man das Duplicat der Mittelwalze immer von Neuem mit Wäsche, damit das Rollen keinerlei Unterbrechung erleidet. Ist die Wäsche gerollt, so dreht man die Kurbel einige Male zurück. Die untere Walse lenkt sich alsdann und die mittlere kam mit der darauf befindlichen Wäsche bequemer herausgenommen werden. Für das Drehen der Rolle ist stets eine Person ausreichend, während eine zweite für das Aufwickeln, Herausnehmen und Gerabelegen der Wäsche erforderlich ist.

III. Plättvorrichtungen. Es bleibt uns nun noch übrig, aus der nicht geringen Zahl älterer und neuerer Vorrichtungen zum Plätten oder Bügeln der Wäsche die wesentlichsten hervorzuheben. Die Frage nach einem besten Plättapparat ist ebensoviele zu beantworten, wie die Frage nach einer besten Nähmaschine. Die Anforderungen, welche an die Leistungsfähigkeit solcher Apparate gestellt werden, sind eben sehr verschiedene.

Das einfache Plättblech mit Holznen, bis vor nicht langer Zeit das einzige in Haushaltungen bekannte Plättinstrument, und gewiß jetzt noch das verbreitetste, ist zugleich das ungeliebteste und unzuverlässigste.

Besonders gilt dies für Haushaltungen, in welchen es viel zu plätten gibt und wo die Plätterin außer dem Bügeln auch selbst für das „Holzenmachen“ sorgen muß.

Die Gründe dafür sind leicht erklärlich: das „Holzenmachen“ ist an und für sich anstrengend und zeitraubend, die Bedienung des dazu nötigen Feuers im Stubenofen oder Küchenherde lästig, das Abhalten der Asche etc. von der Wäsche erschwert.

Dem Haupterforderniß, einem gleichmäßigen Plätten der Wäsche, bedingt durch den möglichst gleichmäßigen Hitzegrad des Eisens, kann das Holzenmachen nur sehr schlecht genügen, da es bald erkalte und die Plätterin dann durch stärkeres Aufdrücken, also größere körperliche Anstrengung, auszugleichen versucht, was mit höherer mit einem genügend erhitzten Eisen geschieht.

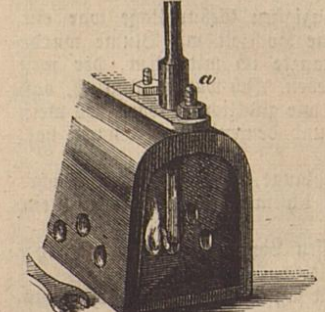
Da das Plätten der Wäsche nicht bloß in einem mechanischen Glätten und Plättbücken des Gewebes, sondern auch in einem Verdampfen des der Faser anhängenden Wassers besteht, wird durch ein ungenügend erhitztes Eisen auch bei vermehrtem Druck nur ein Glätten entstehen, vom Wasser aber noch so viel darinnen bleiben, daß das Gewebe zwar vorübergehend glatt, aber nicht steif wird.

Welchen enormen Aufwand von Feuerungsmaterial die gewöhnlichen Holzplättbleche erfordern, brauchen wir nicht näher zu begründen. Allen diesen Uebelständen sucht man zunächst abzuhelfen durch die hohlen, innen mit Kohlen geheizten Plättbleche, welche z. B. von G. Strube in Oesterde am Harz in vorzüglicher Qualität geliefert werden.

Diese Kohlenplättbleche haben ihre guten und ihre Schattenseiten. Nämlich groß und schwer, eignen sie sich besonders zum Plätten groberer Wäsche; der Verbrauch an Kohlen ist bei denselben sehr gering und stellt sich auf etwa einen Pfennig (4 Loth Holzkohlen) pro Stunde. In einem nicht gut gelüfteten Zimmer kann der durch die glühenden Kohlen verursachte Dunst nicht nur lästig, sondern sogar schädlich werden. Jedenfalls muß man dafür sorgen, daß das Kohlenfeuer in der Küche angeht und nicht mit todtten Kohlen, sondern mit schon glühenden aufgefüllt werde. Wer es haben kann, heize diese Eisen mit salpetrirter Kohle, wie solche jetzt zum Heizen der Eisenbahnwaggons gebraucht wird; eine Kohle, die zuerst als Combustible-Stoker zum Heizen der Chauffeeeretc etc. von Frankreich zu uns kam und in den Hauswirthschafts-Magazinen käuflich zu haben ist. Diese Kohlen geben beim Verbrennen kein giftiges Kohlenoxyd, auch löst keine übertriebenen Dämpfe, wie dies bei schlecht gelüfteten Holzplättblechen der Fall.

An die Kohlenplättbleche schließen sich die innen durch Gas, welches denselben durch einen Gummischlauch zugeführt wird, zu heizenden Eisen. Wir gaben im Bazar 1872, S. 100, die ausführliche Beschreibung des Gerlach'schen Plättblechs. Seine innere Einrichtung ist aus nebenstehender Abbildung zu ersehen. Dieses Gasplättblech ist reinlich und bequem, der Kohlenbunt und die Furcht, durch herausfallende Asche die Wäsche zu verunreinigen, fallen weg; soll es einmal gereinigt werden, so werden dazu die Schrauben (a) mittelst des beigegebenen Schraubenschlüssels gelöst und Griff und Brennerrohr herausgenommen.

Das Anheizen dieses Plättblechs ist in 5 bis 10 Minuten geschehen; der stündliche Verbrauch an Gas kann höchstens 2 bis 2 1/2 Kubikfuß betragen.



Das Gasplättblech empfiehlt sich mehr für Schneiderarbeit, als für das Plätten größerer Mengen von Weißwäsche, da, wenigstens nach unserer Erfahrung, sich das Eisen zu rasch abkühlt.

Bei schnelleren Plätten kann man nämlich die Flammen nicht groß genug machen, weil sie sonst durch das Hin- und Herbewegen zu den Luftlöchern herausfliegen; man muß daher oft pausieren, um das Eisen durch verstärktes Feuer wieder heißer werden zu lassen. Bei raschem Plätten incommodirt auch der Gaszuführungs Schlauch.

Auflösung des Rebus Seite 52.

Was Reichthum auch verspricht,
Die Lieb' erkauft er nicht.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 1, Seite 52.

Schwarz. Weiß.
1) L d 8 - g 5 Le 5 - c 7 (1)
2) L c 8 - d 6 T d 7 - d 6
(Auf L d 6 folgt L d 2)
3) S g 4 - h 2
4) L h 2 - f 3 ♣

Auflösung der Buchstaben-Räthsel Seite 52.

I. E B E R R E B E
R E D E E E M I R
D I E B B I L D
E L L E E R D E

II. R E B E
E M I R
B I L D
E R D E

Buchstaben-Räthsel.

I.

Von C. K. in S.

R	A	B	R
H	S	L	E
A	A	A	E
T	R	E	A

Horizontal: 1. Biblischer Königsname zu Elias Zeiten.
2. Ausdruck für eine Einrichtung.
3. Feder Zoll ein König.
4. Umstandswort der Zeit.

Vertikal: 1. Gern gegessene Fische.
2. Brenns des stärksten Steins.
3. Grenzfluß des persischen Reichs.
4. Zierde des Mannes.

II.

Von Th. K. in M.

S	I	M	L	N
I	A	K	M	L
N	K	Z	A	A
S	L	L	A	A
A	A	U	A	I

Diese Buchstaben, richtig gestellt, geben, horizontal wie vertical gelesen, folgende Worte: 1. eine weitverbreitete Religion; 2. ein der berühmtesten Theater der Welt; 3. den Diener eines hohen Herrn; 4. ein Satz und Medicament; 5. eine alte deutsche Stadt.

Correspondenz.

Iba v. D. in G. Zu den Büchern, die in der Bibliothek einer Frau nicht fehlen sollten, gehört in erster Linie das von Marie Susanne Kübler herausgegebene: „Das Hauswesen nach seinem ganzen Umfange, dargestellt in Briefen an eine Freundin mit Beigabe eines vollständigen Kochbuchs.“ (Neueste Auflage, Stuttgart, Engelhorn.) Was der Titel verspricht, bietet der Inhalt in vollster Bedeutung. Es sind die Schätze der Erfahrung im Kreise des weiblichen Waltens und Schaffens für das Haus und die Familie, welche zu einem Ganzen geordnet, nichts vermischen lassen, um als Rathgeber und Führer in allen Lagen und Verhältnissen, gesunden wie kranken Zuständen, zu dienen. Dem Praktischen ist das Weibliche beigelegt, dem Wissenschaftlichen das bildlich Erklärende. Viele vorzügliche Illustrationen erläutern die Anweisung im Kochbuch, das sich nicht auf die üblichen Küchenregeln und Recepte beschränkt. Die den Briefen eingestreuten Poemchen von Leopold Schefer, Uhlend, Jean Paul, Schiller, Goethe u. A. wirken sehr belebend, ja bezeichnend für die in ihrem Pflichtkreise thätigen Frauen, denen durch dieses Buch ein Universalunterricht gegeben ist.

Z. in Wl. Für Ihre Zwecke werden uns „Musikalische Studien-Löcher“ von La Mara empfohlen. Wir kennen es nicht aus eigener Anschauung, doch sprechen sich Mag. J. v. Vit. des Ausl., Königsberger Zeitung und Neue Zeitschr. f. Musik lobend über dieses Werk einer Dame aus. Es ist in 2 Bänden, in 2. Auflage, bei Heinrich Schmidt in Leipzig erschienen und kostet brosch. 2 Thlr. 20 Sgr., geb. 3 Thlr.

Abonnetin in Wien. Die Salbe gegen Sommerprossen von M. Riedl in Wien, welche wir auf Ihre Empfehlung hin uns kommen und chemisch untersuchen ließen, enthält keine Stoffe, welche als schädlich zu bezeichnen sind, aber auch keine solche, von denen man sich eine Wirkung bei Sommerprossen versprechen darf. Der Fettkörper dieser Salbe besteht aus 18 Grammen Paraffin und 5 Grm. Mandelöl. Das ungesättigte Verhältniß mit diesem Fettkörper vermischten Substanzen ist: 1.8 Grm. Schwefelmilch, 4 Grm. Glycerin, 1 Grm. Tannin, 2 Grm. Colloquintinctur; parfümirt scheint die Salbe mit Rosmarin- und Echinanzöl zu sein. Der Preis dieses kosmetischen Mittels, 1 Fl. österr. W., ist als ein mäßiger anzusehen.

Verhretin der bösen Farbe. Säuerliches Obst gilt als ein kühlendes und das Blutes beruhigendes Mittel, daher bei Anlage zur Vollblütigkeit als Gemüthsmittel empfehlenswerth. Vermieden müssen hierbei hauptsächlich alle geistigen Getränke, sowie starker Kaffee und Thee, als Nahrung werde mehr Gemüse als Fleisch genossen; das Nachtmahl werde stets zwei bis drei Stunden vor dem Schlafengehen eingenommen.

Marie in Goldesf. Sirzel gilt folgende Vorschrift zur Bereitung von Gurkenmilch: 8 Loth süße Mandeln, 1/2 Quart Saft von ausgepressten Gurken, 16 Loth Weingeist von 85 Procent, 1/2 Quart Gurkenessenz, je 1/2 Loth Wachs, Kerntalgessig und grünes Del. Der ausgepresste Gurkenmilch wird rasch aufgedocht, so schnell als möglich wieder abgekühlt, durch feinen Mouffelin gefeilt und mit den anderen Ingredienzien eine Emulsion bereitet. Da die Herstellung dieser Mischung einige Geschicklichkeit erfordert, so werden Sie am besten thun, das Recept einem Apotheker zur Bereitung anzuvertrauen. Wir können indes nicht ver-

schweigen, daß wir von der Wirksamkeit des Gurkenmilches als Feindmittel sehr wenig halten. Es soll derselbe nach alter Ueberlieferung gut sein, Niemand hat aber, so viel wir wissen, den Beweis dafür beigebracht.

Lieblich. 1. Drüsenkranten sind zuträglich der Aufenthalt in frischer Luft, Muskelbetheiligung, animalische Nahrung, Bäder. 2. Die Frostschellen werden Abends mit einer Mischung von 1 Theil Gerbsäure (Tannin) in 5 Theilen Glycerin bestrichen; auch die von uns öfter bestrichenen Einwicklungen der Hände in heißem Tischerlein sind sehr wirksam, namentlich aber, wenn dieselben in wärmerer Jahreszeit gemacht werden. 3. Ein gutes Zahnpulver besteht aus 8 Theilen feinstem kohlensaurem Kalk (Schlemmkreide oder Pulver von gebrannten Austerfischen), 1 Theil medicinischer Seife, parfümirt mit etwas Pfefferminzöl.

Nöblein am Marestrand. Nach freundlicher Mittheilung einer unserer Leserinnen wäre der Zahnarzt Adler — falls derselbe wirklich identisch mit dem früher in Genf domicilirten ist — vor kurzem in Brüssel gestorben. Als tüchtig fei Ihnen empfohlen Mr. Fauconnier, ancien dentiste du roi à Bruxelles.

Fr. v. N. 1. Die Farbe der Haare ist durchaus nicht in allen Fällen erblich. 2. Jede milde Kernseife oder gute Glycerinseife.

B. D. in M. — G. K. in U. Zur Tödtung der in den Polstermöbeln befindlichen Motten rathen wir Ihnen die Polster von der Rückseite aus mit einer Mischung aus einem Theil Schwefelkohlenstoff und 3 Theilen Benzol (Petroleumäther) zu befeuchten. Die Mischung, welche Sie in der Apotheke erhalten, muß möglichst im Freien oder in einem geräumigen Hausflur, auch weitab von Feuer oder Licht aufgegossen werden, da sie, wenn auch nur vorübergehend, einen üblen Geruch verdrückt, sowie sehr leicht entzündlich ist. — Bei Reparaturen des Polsters oder neuer Aufpolsterung ist es sehr zweckmäßig, zwischen den Möbelüberzug und die das Polstermaterial unmittelbar bedeckende Leinwand getrocknete, von den größten Stengeln befreite Pflanzen von blühendem Hamt (zu Anfang Juli gesammelt) zu bringen; wie von einem Praktiker versichert wird, der beste Schutz gegen Motten.

Mädchen von 17 Jahren in R. Sie haben selbst das Mittel gegen die kleinen Stöckchen im Gesicht angegeben — Verbannung des Trinken von Wein, welches sie hervorruft. Befleißigen Sie sich im Uebrigen der Beobachtung einer reinlichen Diät und das keine Uebel, welches in dem Alter, in welchem Sie sich befinden, häufig auftritt, wird bald ohne andere Mittel von selbst verschwinden.

W. G. Tarnopol. Des „Conservateurs für Haarlebende“ Bühligen in Leipzig nutzlose Mittel sind auf Seite 50 v. J. (Chiffre 3. v. S. in Wien) mitgetheilt worden. Beachten Sie im Uebrigen das auf Seite 290 v. J. (Chiffre Fr. U. v. R. in V.) Gesagte.

Mehrere Abonneten. Gipsfiguren ertheilt man einen neuen Anstrich am besten auf die Art, daß man guten, gebrannten Gips in Milch einrührt, so daß eine Farbe von Consistenz der gewöhnlichen, zu Anstrich der Zimmerdecken und Wände gebräuchlichen Leimfarbe entsteht und mit dieser Farbe die Figuren je nach Bedürfniß zwei- bis dreimal anstreicht. Die Farbe muß möglichst dünn aufgetragen werden, bei nicht genügender Deckung lieber einmal mehr, als von vornherein zu dick. Dieser Anstrich erhält nach vielseitigen Erfahrungen den alten Gipsfiguren am besten den dem Material eigenthümlichen Charakter.

Irma in U. Durch die Gefälligkeit einer Bazarleserin erhielten wir das fragliche Recept zu den Kölnler Bisquits; es lautet: Man nimmt auf 2 Eßlöffel voll Weizenmehl 4 Eier, das Weiße davon zu feinem Schnee geschlagen, 2 Eßlöffel voll Zucker, 1/2 Pfund Butter, etwas abgeriebene Citronenschale, und etwas Hirschhornsalz, mischt das Ganze durcheinander, bäckt es auf beiden Seiten in einer Fettkuchen-Pfanne, füllt es dann mit Marmelade, rollt es zusammen und schneidet es in 4 Theile.

Emilie v. S. in Prag. Der Genuß starken Kaffees seitens compulenter Personen gibt Veranlassung zu Congestionen und Bluthochdruck, namentlich wenn sonst nicht für gehörige Bewegung in frischer Luft Sorge getragen wird.

Haideprinzessen. Der röthlich gewordenen schwarzen Sammetjade kann nur durch Auffärben die ursprüngliche Farbe wiedergegeben werden; schicken Sie dieselbe zu W. Spindler, Berlin, Wallstraße.

M. N. in Br. Wenn Sie dem gelblichen baftelbeneden Kleide durch Wäsche möglichst fein ursprüngliches Lichte wiedergeben wollen, so ist dies am besten und besten durch die chemische Benzol-Wäsche gethan. Schicken Sie das Kleid zu Judlin's chem. Reinigungsanstalt, Charlottenburg bei Berlin.

Abonnetin am Rhein. 1. Mäßiger und nicht einseitiger Genuß aller Arten von Nahrungsmitteln läßt auf das Wohlbedingen der gesunden Haut keinen Einfluß aus. — 2. Das war ein medicinischer Aberglaube der letzten beiden Jahrhunderte. — 3. Mittelst Cold-creams.

Abonnetin in Breslau. Antichlor ist unterschwelligsaures Natron und bei jedem Apotheker oder Droguisten um wenige Groschen das Pfund zu haben.

Eleonore. Staubgeschwätzte Gipsfiguren reinigt man, indem man sie mit dickem Stärkekleister überzieht; nach dem Antrocknen läßt sich der Ueberzug, welcher die Staubtheile in sich geschlossen hält, abbürsten.

M. W. Abonnet. Wir haben nicht immer uns mit einer bloßen Warnung vor dem Gebrauch der bleihaltigen Haarfarbmittel begnügt, sondern es ist u. A. ausführlich über die möglichen nachtheiligen Folgen solcher Mittel auf Seite 82 des Bazar, Jahrg. 1872, gesprochen worden.

Abonnetin in R. (Ungarn). Unseres Wissens existirt in Oesterreich keine Verkaufsstelle des Haarfarbmittels Krinochrom.

Gräfin W. aus B. Wenn die Zusammenlegung der China-Glycerin-Pommade von Groß und Sell in Wien, welche uns noch nicht zu Händen gekommen ist, dem Namen entspricht, so kann sie weber für die Augen noch für den Kopf von nachtheiliger Wirkung sein.

Kofa in Ungarn. Wenn das Brunnenwasser nicht sehr hart, d. h. stark kalkhaltig ist, kann von einer nachhaltigen Einwirkung auf den Teint keine Rede sein. Ist es kalkhaltig, so benützen Sie nur das abgekochte Wasser, nöthigenfalls mit einem kleinen Zusatz von Soda.

Neugierige Abonnetin in S. Nur ausnahmsweise verträglich manche Haut nicht der Gebrauch selbst guter neutraler Seife; in solchem Falle ist es empfehlenswerth, sich mit Kleienwasser zu waschen oder dem Waschwasser etwas Borax zuzufügen.

P. in Sm. Ueber die Wirksamkeit des Pepsins aus dem Magenlast bei Verdauungsbeschwerden haben wir im Bazar, Jahrg. 1872, Seite 184 einen Aufsatz gebracht. Die fraglichen Pepsinpräparate sind uns nicht bekannt, auch nicht der Name des Arztes, welcher sie empfohlen, nach Prof. Liebreich erleidet das in trockner Form aufbewahrte Pepsin (als in Bilen, Tabletten, Pulvern etc.) eine baldige Fäulung; Liebreich's Pepsin essenz, welche Sie durch jede größere Apotheke beziehen können, ist haltbar.

Fragekasten.

Mit der beständig heranwachsenden Zahl der an uns gerichteten Fragen mehren sich, da wir nicht allwissend sind, naturgemäß auch diejenigen Fragen, für die wir eine Antwort einzuholen und zu geben zeitweilig uns außer Stande sehen. Wir meinen damit nicht die erhebliche Menge von Fragen, welche so allgemein gehalten sind, wie etwa die sich unzahlige Male wiederholende: „wie erhalte ich einen guten Teint?“, auch nicht diejenigen Fragen, welche wir als nicht in den Rahmen unserer Zeitschrift gehörig betrachten müssen, sondern derartige Fragen von allgemeinerem Interesse, von denen wir erfahrungsgemäß voraussetzen können, daß sie aus dem großen Kreise der Bazarleser heraus eine auf Paris gestützte Verantwortung finden werden. Wir zweifeln nicht daran, daß der Fragekasten des Bazar zu regem Austausch der Erfahrungen des Einzelnen führen und damit der Gesamtheit unserer Leser nützlich und erwünscht sein werde, und bitten in diesem Sinne um eine recht fleißige Betheiligung.

Hedwig M. Auf welche einfache Weise kann man die moderne Nachahmung mattgrüner Patina auf Leuchtern etc. von Gussbleien herstellen, beziehungsweise wieder aufrichten?

v. D. Woraus besteht der auf den Toilette-Tischen der Engländer vorzuziehende sogen. „Pannystone“ und wo ist derselbe in Deutschland käuflich zu haben? Es wird dieses Mittel in England zum Entfernen von Leichborren, Schwielen, Flecken der Hände etc. benutzt.

E. K. in B. Welches Appreturmittel wird in englischen Strohhutfabriken angewendet? Das englische Appret ist weich, während das der deutschen Fabriken hart ist.

Sp. Woraus besteht künstlicher Jet, und wie reinigt und polirt man denselben? Abseifen desselben macht seine Oberfläche blin.

Notiz.

Laut einer neuen Verfügung des Kaiserlichen General-Postamtes zu Berlin werden Bestellungen im Laufe eines Quartals zwar nach wie vor angenommen, jedoch 1 Sgr. Zuschlag für Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern des betreffenden Quartals verlangt. — Wir bitten daher alle theilhaftigen Abonnetinnen in Deutschland, gegen Nachzahlung obigen Betrages bei den betreffenden Postanstalten die fehlenden Nummern zu reclamiren und der Nachlieferung gewärtig zu sein.

Expedition des Bazar.